OLZ

XXXI / 5 MAI 1928

Aus der ägyptischen Sammlung der Universität Tübingen.

Von Wilhelm Spiegelberg.

Mit einer Tafel.

Das ägyptische Kabinett des archäologischen Instituts der Universität Tübingen hat außer der großen Mastaba des A. R., die noch immer der Veröffentlichung harrt[1], eine Reihe von kleineren ägyptischen Denkmälern, die ich dank dem Entgegenkommen des Institutsdirektors Herrn Prof. Watzinger bei einem flüchtigen Besuch der Sammlung kennen lernen durfte. Ich möchte hier drei Stücke mitteilen, von denen das erste ein ganz besonderes Interesse beansprucht.

1. Zeichnung auf einem Ostrakon.

Das kleine (etwa 10×9 cm) auf der Tafel (Abb. 1) abgebildete Kalksteinstück enthält in roter und schwarzer Farbe[2] mit breitem Pinsel gezeichnet die Darstellung der Prozession eines Götter-

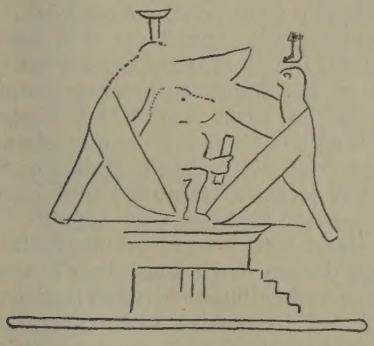


Abb. 1.

schreins, zu dem eine fünfstufige Treppe hinaufführt. In dem Schrein, den links und rechts je ein Falke mit seinen ausgebreiteten Flügeln umspannt, hockt ein Pavian mit einer Buchrolle in der rechten Pfote. Da die Photographie die stark verblichenen Linien nicht genau wiedergibt, füge ich die von mir nach dem Original leicht berichtigte[1] Skizze bei, die ich Herrn Prof. Watzinger und seinem Assistenten Dr. Hans Klumbach verdanke.

Was ist nun die Bedeutung dieser Szene? Die beiden Falken sind durch die über dem Kopf befindlichen Hieroglyphen rechts als Isis ( ) links als Nephthys ( ) bezeichnet. Dadurch ist aber ohne Weiteres die Deutung des Pavians mit der Palette auf Osiris gegeben, der so oft[2] zwischen seinen beiden klagenden Schwestern Isis und Nephthys erscheint, die nicht selten als Falken dargestellt sind. Das Wesentliche, Bedeutungsvolle an dem Pavian ist nun aber die Palette, denn erst sie stellt die Beziehung zu Osiris her. Wir wissen aus einer späten Darstellung[3], daß die Schreibpalette Osiris bedeutet. Sie ist einmal als Gabe des Königs an die Gottheit von Isis und Nephthys getragen dargestellt.

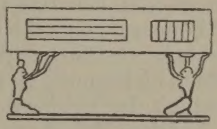
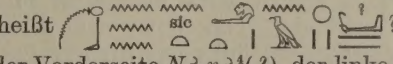


Abb. 2.

So ist es also ein Osirisbild, das in einem Schrein in der Gestalt einer von einem hockenden Pavian, dem heiligen Tier des Gottes Thoth, gehaltenen Palette wohnt. Dieser Naos wird in der Zeichnung unseres Ostrakons von zwei Priestern auf zwei Stangen getragen, von denen nur eine sichtbar ist. Der rechte, vordere Priester heißt 

„Priester der Vorderseite *N3-n3*[4](?), der linke hintere

1) Die vortrefflichen farbigen Kopien von dem Maler Alfred Bollacher liegen bereits vor. Krieg und Inflation haben die geplante Publikation leider vorläufig unmöglich gemacht, hoffentlich nicht für immer.

2) d. h. rote Vorzeichnung mit schwarzer Nachzeichnung. Vergleiche dazu H. Schäfer: Ägyptische Zeichnungen auf Scherben in Jahrb. der Kgl. Preuß. Kunstslgn. 1916 S. 26.

1) Die Konturen des Kopfes kann ich nicht mehr sicher erkennen und habe sie daher nur durch eine punktierte Linie angedeutet.

2) Siehe z. B. die Darstellungen Lanzone: Diz. Mitol. Egiz. Tafel 269—292.

3) Siehe bei Pietschmann in der Ebers-Festschrift S. 87, eine Abhandlung, auf die mich Heinrich Schäfer freundlichst hinwies, dem ich überhaupt die obige Deutung verdanke.

4) Zu dem Namen, dessen Lesung sehr zweifelhaft ist, vgl. meine thebanischen Graffiti Text S. 124 Nr. 215.

heißt [illegible] ster *R'ỉ-*(?). Hier ist der [illegible] *n hȝ·t* „Priester der Verstorbenen" [illegible] die Darstellung gut erklärt, da [illegible] Priester, der bei [illegible] hat. Ähnlich heißt [illegible] prozession Ann. Serv. Ant. XXV Tafel zu Seite 102 der vordere [illegible] „Priester der [illegible] der hintere [illegible] zweiter Priester [illegible] Priester der [illegible] wohl aus der [illegible] gehört nach [illegible] der Form der [illegible] 1200 v. Chr.) [illegible] Palettenform. Auf [illegible] stehenden [illegible] ein Tier(?) [illegible] veröffentlichen [illegible] Darstellung des Mu[illegible] an (Nr. 398)[1] [illegible] damit zu einer zu[illegible] dieser Prozes[illegible] sehr dankenswerten Anfang hat [illegible] gemacht, der die Prozession der Amonsbarke [illegible] lich geschildert hat. Aber im Einzelnen [illegible] noch viel zu tun, insbesondere hinsichtlich der Erklärung der Figuren auf der Barke. Auf [illegible] Münchener Kalkstein ist in breitem [illegible] mit schwarzer Farbe [illegible] gezeichnet, die von [illegible] niederen Priestern [illegible] nung unter Begleitung [illegible] lichen auf zwei Tragstangen [illegible] schrein getragen [illegible] — oder sind [illegible] denken? — knien [illegible] Rechts steht ein König [illegible] Wasser(?)-Spende, links [illegible] Gestalt mit der Horusmaske [illegible] auf dem Berliner Ostrakon [illegible] sonst zu vergleichen ist. Doch ist [illegible] sicher, daß der in dem Naos verborgene [illegible] auch in dem Münchener Stück Amon ist, da die Protome am Schiffsbug (der Widderkopf des Amon[2]) verloren gegangen ist. Der am Heck erhaltene Königskopf mit der *ȝtf*-Krone läßt keine Deutung auf die Gottheit zu. Ob die Figuren auf der Barke Puppen (aus Holz) waren oder maskierte Priester, wage ich nicht zu entscheiden. Für die letztere Auffassung spricht die oben erwähnte Figur des Horus mit der Maske des Falkenkopfes. Jedenfalls konnten 12 Priester auch die lebendige Last gut tragen. Aber diese ganze Frage läßt sich nur im Zusammenhang mit den anderen Barkendarstellungen lösen. Das Stück ist sicher thebanischen Ursprungs und dürfte dem Stil nach der 19. bis 20. Dynastie (um 1350—1100 v. Chr.) angehören.

1) In dem „Führer durch das Antiquarium in München" (1901) S. 119 erwähnt.

2) Mercoires Fondation Piot XXV S. 143ff. Bulletin Inst. Arch. Franç. du Caire XXIV S. 143ff.

3) Schäfer: Jahrb. der Kgl. Preuß. Kunstsammlungen 1916, S. 84 Abb. 12.

2. Zwei Totenfiguren (*šȝwȝbtj*) aus dem Anfang des neuen Reiches.

Die beiden im folgenden besprochenen Totenfiguren verdienen deshalb eine Veröffentlichung, weil sie zu der noch nicht großen Zahl aus der Übergangszeit vom M. R. zum N. R. gehörend, spätestens aus dem Anfang der 18. Dynastie stammen. Die Inschriften gebe ich nach den vortrefflichen Pausen von Herrn Dr. Klumbach. Die Figuren sind wie die ähnlichen bekannten[1] roh aus Holz[2] geschnitzt, und die Tafel (Abb. 2) zeigt die eine in einem schwerlich zugehörigen deckellosen Holzsärglein. Dieser besteht aus einem rechteckigen roh zugeschnittenen Holzblock, 16 cm lang, in der Mitte 5,5 cm breit, 4,5 cm hoch. In ihm ist in einer Breite von 4 cm und Länge von 13,5 cm ein Innenraum auf etwa 2 cm vertieft, so daß er die Figur aufnehmen konnte, die freilich etwas über den Rand hinausragte. Auch aus diesem Grunde ist es mir sehr unwahrscheinlich, daß sie wirklich zu diesem Sarg gehörte. Der letztere ist außen und innen (mit Ausnahme des Bodens) weiß bemalt. Um den oberen Rand läuft eine rotbraune breite Randlinie, von der an den Längsseiten abwechselnd rotbraune und hellblaue Streifen (auf der linken Seite 13, auf der rechten 11) in Abständen von [illegible] herablaufen. Vorn und hinten an der [illegible] befinden sich je 2 breite rotbraune [illegible], die sich oben mit der Randlinie [illegible] Winkel schneiden (∧). Die roh geschnittene Figur (12½ cm hoch), auf deren [illegible] Gesicht in schwarzer Farbe Augen mit [illegible], Nase und Mund angedeutet sind, trägt die folgenden in den ersten zwei Vertikalzeilen hieroglyphischen, in der letzten von anderer [illegible]

1) Siehe Newberry-Spiegelberg in dem „Report on Some Excavations in the Theban Necropolis" (1908), S. 30ff. und Tafel 18—22 und Speleers: Les figurines funéraires S. 10ff.

2) Ficus sycomorus nach der Bestimmung von Herrn Dr. v. Schoenau (Botan. Institut in München).

Abb. 1. Ostrakon Tübingen

Abb. 2. Schawabti Tübingen

Abb. 3. Ostrakon aegypt. Slg. München

Hand[1] herrührenden Zeile hieratische Aufschrift mit der üblichen an „Osiris, den Herrn

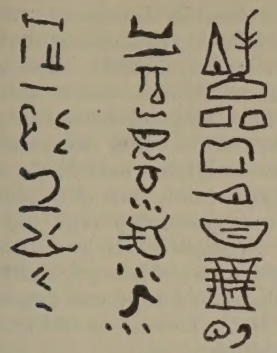
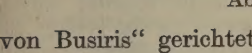
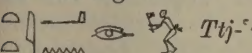


Abb. 3

von Busiris" gerichteten Opferformel für den Ka des  *Ttj-ʿn.*

Dieser Name ist für die Zeit kurz vor der 18. Dynastie charakteristisch[2] und findet sich gerade auf Denkmälern dieser Epoche aus der thebanischen Nekropolis, woher wohl auch die Tübinger Stücke stammen. So heißt ja auch der im Anfang der 18. Dynastie lebende Rebell  *Ttj-ʿn* (Urk. IV, 6).

Auch die zweite Figur gehört mit ihrer Formel und dem *Ttj*-Namen in dieselbe Zeit.

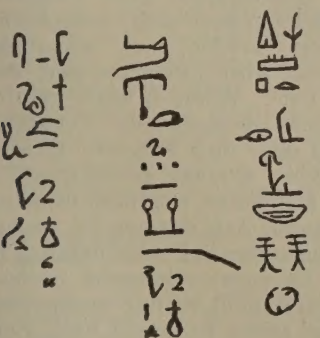
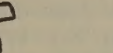
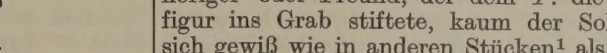


Abb. 4.

Sie trägt die Opferformel „für den Ka des  mit dem bemerkenswerten Zusatz  „durch den, welcher seinen Namen am Leben erhält, *Ttj-nfr*". Das ist gewiß nicht der Eigentümer der Figur, sondern ein gleichnamiger Angehöriger oder Freund, der dem *T.* die Totenfigur ins Grab stiftete, kaum der Sohn, der sich gewiß wie in anderen Stücken[1] als solcher genannt hätte.

Philby's Reisen in Arabien[2].

Von E. Bräunlich.

Man muß auf die größten Namen unter den älteren Forschungsreisenden auf der arabischen Halbinsel, Namen wie Carsten Niebuhr, Johann Ludwig Burckhardt, Charles Montague Doughty, Charles Huber zurückgreifen, um H. St. J. B. Philby's Werk würdig einreihen zu können, ein Werk, dessen Verdienste das Zeichen äußerer Anerkennung in der Verleihung der Founder's Medal, der höchsten Auszeichnung der Royal Geographical Society, an den Verf. im Jahre 1920 gefunden haben.

In bezug auf das geographisch erforschte Gebiet steht Philby einem anderen Vorgänger am nächsten: dem Jesuiten William Gifford Palgrave. Einem Vorgänger? Das ist die große Frage, die dem Verf. nicht nur heftige Gewissenszweifel bereitet hat, sondern ihn auch in eine öffentliche Polemik hineingedrängt hat, deren Verlauf und Ergebnis im II. Bande, S. 110 bis 146 mitgeteilt wird. Da es sich bei Palgrave nicht um einen beliebigen Namen aus der Zahl arabischer Forschungsreisender handelt, sondern um einen Mann, der 60 Jahre lang entscheidend unsere Anschauungen über die Geographie des südlichen Neǧd beherrscht hat, ja dessen Autorität es zuwege gebracht hat, daß von der Wissenschaft die auf indirekten Quellen beruhenden Nachrichten in Ritters „Erdkunde" über dieses Gebiet abgelehnt und durch Palgrave's Schilderung ersetzt wurden, war es selbstverständlich, daß Philby, als er in

1) Man kann das so erklären, daß auf der auf Vorrat gearbeiteten Totenfigur zunächst nur die beiden Vorderzeilen standen, zu denen später der Name des Käufers in hieratischer Schrift gefügt wurde. Freilich ist die Farbe der Tinte in den 3 Zeilen dieselbe und daher wäre es auch denkbar, daß dieselbe Hand den ganzen Text geschrieben hat, daß sie aber für den religiösen Teil die hieroglyphische Schrift gewählt hat.

2) Siehe z. B. in der genannten Publikation (Northampton Report) Tafel XX Nr. 22. 24, ferner Carnarvon-Carter: Five Years Explorations S. 19. 21— Ebendort kann man feststellen, daß gerade *Ttj* Namen (Ttj, Ttj-ʿnḫ, *Ttj-m-Rʿ*, *Ttj-kj*, *Ttj-ḥjm-t*, *Ttj-sꜣ*, *Ttj-nfr*, *Ttj-snb*, *Ttj-msw*) in dieser Übergangszeit häufig sind. Weitere *Ttj* Namen in J. Eg. Arch. XI, S. 12—13.

1) Z. B. Northampton Report Tafel XX Nr. 22—Carter: a. O. pag. 20 Nr. 4.

2) Philby, Harry: Das geheimnisvolle Arabien. Entdeckungen und Abenteuer. Mit 71 Einschaltbildern, 2 Bildnissen in Kupferdruck, 6 Karten und einem Stadtplan. Zwei Bände. Leipzig: F. A. Brockhaus 1925. (I.: 365 S., II.: 320 S.) gr. 8°. RM 30 —.

die von Palgrave beschriebenen Gegenden kam, dessen Buch bei sich führte. Schon beim Betreten der Hauptstadt Rijāḍ fand Philby, daß sich manches seit Palgrave's Besuch verändert haben mußte, manches konnte offenbar von ihm nicht genau aufgenommen worden sein. Er entschuldigt sich deshalb, daß er eine neue eingehende Beschreibung der Stadt mit einer Grundrißskizze einfügt. Im Hinblick auf die Abweichungen von dem „größeren Künstler" (I, 80) begnügt er sich mit dem bescheidenen Zitat — quondam dormitat Homerus. Als er aber allmählich immer mehr Enttäuschungen über die Angaben seines „Vorgängers" erleben muß, entschließt er sich zu jener schon erwähnten grundsätzlichen Auseinandersetzung im II. Bande. Der Ton der refutatio ist jederzeit korrekt und von streng sachlichen Gesichtspunkten getragen (mit Ausnahme der Ironisierung des Palgrave'schen Berichtes über das Küstengebiet al-Ḥasā, S. 143 f.).

Aus der ganzen Beweisführung Philby's scheint mir unzweideutig hervorzugehen, daß Palgrave unmöglich das Gebirgsland südlich von Rijāḍ bereist haben kann. Die Unzuverlässigkeit Palgrave's war unabhängig auch von dem verstorbenen Obersten S. B. Miles für das ihm wohl vertraute Sultanat Masqaṭ erkannt worden. Von allem anderen abgesehen, faßt Philby die Hauptpunkte seiner Beweisführung folgendermaßen zusammen (S. 125):

„1. Ḥarfa liegt in gerader Linie etwa 170 Meilen (270 Kilometer) von Rijāḍ entfernt, Palgrave jedoch stellt es so hin, als habe er in zwei gewöhnlichen Tagesritten die Reise zwischen diesen beiden Orten ausgeführt.

2. Er bemerkte unterwegs keine der damals wie heute noch bestehenden Eigentümlichkeiten, dafür schuf er zwei nicht vorhandene Dörfer aus eigener Phantasie oder übernahm ihre Bezeichnungen aus einer ihm zugänglichen Karte.

3. Er bemerkte weder die vielen sonstigen Oasen des Aflāǧ, noch den See und die anderen Wasserbecken und die Bewässerungsrinnen, die dessen auffallendstes Kennzeichen bilden.

4. Fast ausnahmslos steht die von ihm aus erster oder zweiter Hand über die Gegend zwischen Rijāḍ und Ḥarfa, die Aflāǧ-Provinz, das Wādī Dawāsir und das dahinter liegende Land eingeholte Auskunft im Widerspruch mit den Tatsachen."

Zu 2. vermutet der Verf., daß die „blühende Oase Meschalleh" von Palgrave übernommen worden ist aus der Karte Ritter's (oder einer gleichgearteten), wo sich an ungefähr der gleichen Stelle eine Ansiedlung namens *Meschailah* angegeben findet. Beide Namen sind irrig für Wusaila.

Zu 3. Auf Grund indirekter Berichte war in den älteren Karten Innerarabiens ein großer See eingezeichnet. Erst allmählich, als weder Reisende wie Burckhardt, Burton, Doughty von ihm sprachen, noch auch Palgrave, der doch diese Gegend besucht haben wollte, den See erwähnte, fing man an, an seiner Existenz zu zweifeln, und tilgte ihn aus den Karten. Tatsächlich hat nun aber Philby an seinem Rande gestanden (vgl. die Schilderung II, 81 ff.). Freilich ist er von bescheidenerem Ausmaß als man früher geglaubt hatte, aber mit $1^1/_4$ Kilometer Länge und (an der breitesten Stelle) 400 Meter Durchmesser für Arabien doch recht beachtlich.

Es kann nun gar keinem Zweifel unterliegen, daß Palgrave, wäre er in Aflāǧ gewesen, von dem See gehört haben müßte und ihn erwähnt hätte. Außer diesem See sind noch eine Reihe kleinerer Teiche vorhanden, die wohl untereinander und mit jenem unterirdisch verbunden sein dürften. Eine zweite Kette von drei Wasserbecken hat Philby schon vorher in der Provinz Ḥarǧ besuchen können (II, 37 ff.).

Zu 4. Hierhin gehört, abgesehen von falschen Vorstellungen über die Verhältnisse der Meereshöhen der verschiedenen Landstriche, z. B. die Anschauung, daß das Wādī Ḥanīfa von Süd nach Nord fließe (II, 134 f.).

Das Gesamturteil über Palgrave's Zuverlässigkeit kann auch nicht wesentlich durch das erschüttert werden, was neuerdings R. E. Cheesman über „Palgrave and Philby" ausgeführt hat[1]. Wenn er auch glaubt, ersteren gegen allzu weitgehende Vorwürfe Philby's wie etwa den, daß Palgrave nicht einmal in der Provinz al-Ḥasā gewesen sei, in Schutz nehmen zu können, so gibt er nicht nur die weit überwiegende Zahl der von Ph. nachgewiesenen Ungenauigkeiten in P.s Schilderung zu, sondern ergänzt sie sogar seinerseits noch. Als Entschuldigung weiß er nur anzugeben, daß der Jesuit bei seiner Rückkehr nach vielen Dingen gefragt wurde, die ihn nicht interessiert hatten, und er es vorzog, die Auskünfte seiner Phantasie zu entnehmen, als seine Unkenntnis einzugestehen.

Wie es bei dem Zweck der damaligen Anwesenheit des Verfassers in Arabien zu erwarten ist, kommen auch öfter politische Dinge zur Sprache. Ihm war im Oktober 1917 die Aufgabe gestellt worden, ʿAbd al-ʿAzīz Āl Saʿūd an die Sache der Alliierten zu fesseln und sein

1) In Unknown Arabia, London 1926, S. 67—71.

aktives Eingreifen gegen die Mittelmächte bzw. ihre arabischen Verbündeten (Ibn Rašīd; ʿAǧaimī Pascha Āl Saʿdūn[1]) zu erwirken, ferner eine Besserung in den Beziehungen zwischen dem Herrscher von Neǧd und dem schon vorher zum „König von Ḥiǧāz" beförderten Groß-Scherifen Ḥusain herbeizuführen. Beide Aufgaben kann man als gescheitert ansehen. Aber das Material, das für den Interessenten neuerer und neuester arabischer Geschichte in den Ausführungen Philby's liegt, ist deswegen nicht minder wichtig und ergebnisreich[2]. Da der Verfasser bei aller wissenschaftlich gewissenhaften Beobachtung und Benutzung der für den modernen Forschungsreisenden notwendigen Apparate, und trotz der gehobenen Stellung, die er durch die ihm zur Verfügung stehenden Geldmittel und kraft seines Amtes am Hofe von Rijāḍ einnahm, während der Reisen als einfacher Araber unter Arabern aufzutreten pflegte, so hatte er mit dem ihm eigenen scharfen Blick reichlich Gelegenheit, eine Fülle von völker- und volkskundlich wertvollen Einzelheiten zu sammeln, die er uns nun durch seine Darstellung vermittelt.

Das Schwergewicht von Philby's Forschungen liegt jedoch auf geographischem Gebiet. Hier sind es vor allem Fragen der Bewässerungs- und Entwässerungsverhältnisse der von ihm bereisten Gegenden. Auf Grund des selbst Geschauten in scharfsinniger Kombination mit den Ergebnissen seiner Fragen an ortskundige Führer ist er in der Lage, uns — vielfach erstmalig — bestimmte Angaben über die Wādīsysteme des zentralarabischen Ǧabal Ṭuwaiq zu machen, die Wasserscheiden festzulegen und Niveauunterschiede zu vermerken. Der Richtungsverlauf des Gebirgsstockes des Ṭuwaiq auf den bisherigen Karten selbst muß nach seinen Feststellungen eine Berichtigung erfahren. Er bildet auch in seinem sich südlich Rijāḍ erstreckenden Teile tatsächlich nur einen kleinen Winkel mit der Nord-Südlinie, während man ihn bisher eine scharfe Biegung nach Westen machen ließ.

Die Reiserouten Philby's in Arabien während der Jahre 1917 und 1918 sind folgende:

1. Von ʿUqair über Hufūf die drei Gürtel des Ṣammān, der Dahnāʾ und der ʿArma-Steppe durchquerend nach Rijāḍ (17. bis 29. November 1917).

2. Von Rijāḍ über Darʿīja dem Wādī ʿAmmarīja aufwärts folgend, überquerte er den Ǧabal Ṭuwaiq, stieg jenseits nach Druma hinab, kreuzte die beiden westlichen Südausläufer der großen Nafūd: Qunaifida und Dalqan mit der dazwischenliegenden Marūta-Ebene; dann folgte er weiter der Pilgerstraße über das bereits 869 m über dem Meere gelegene Dorf Mizʿal, zog über den Granitrücken al-Ǧidd hinab zum Wādī Jarbūʿ und erreichte in der Nafūd Sirra und Nafūd Saḥa zum ersten Male schmale Nordarme der zentralarabischen Sandfläche, denen sich unter dem 43. Längengrad der breite Vorsprung des ʿArq Subaiʿ anschloß. Dem Wādī Subaiʿ parallel führte der Weg nach dem später so berühmt gewordenen Dorfe Ḥurma. Durch das Gebiet der Buqūm und die Rakba-Ebene gelangte der Verfasser nach Ṭāʾif. Nach Norden ziehend erreichte er das Wādī Fāṭima, dem er bis Baḥra folgte, um von dort in westnordwestlicher Richtung nach Ǧidda zu kommen (9. bis 31. Dezember).

Da König Ḥusain die Rückreise auf dem Landweg verweigerte, kehrte Philby zu Schiff über Ägypten—Bombay nach Baṣra zurück.

3. Von Zubair den Baṭn bis zum Brunnen al-Ḥafar marschierend, wandte er sich in fast südlicher Richtung durch die Dibdiba und die Ebene Ǧuraiba zum nördlichen, an unterirdischen Wasserschächten reichen Ṣammān. Weiter südlich ging der Weg durch den ʿUraiq Duhūl und die Ǧandalīja, durch die Dahnāʾ mit ihren sieben Sandrücken hinauf in die ʿArma-Hochebene. Nach Passieren der Brunnen von Qaiʿīja erreichte er den Šiʿb Šaukī, wo sich das Lager des ʿAbd al-ʿAzīz Āl Saʿūd befand. Nach dem Weitermarsch über al-Ḥafs und den Abā Maḥrūq zog er in Rijāḍ ein (29. März bis 19. April 1918).

4. Erneut von Rijāḍ aufbrechend, marschierte der Verf. das Wādī Ḥanīfa abwärts über das Dorf Hāʾir und den Brunnen Ḥufaira in den nördlichen Ḥarǧ. Nach einem Besuche der Oase von Jamāma wandte er sich nach Südwest, um die Kette des Ǧabal Ṭuwaiq an ihrem Ostrand nach Süden zu verfolgen. Rund 100 km gab ihm dabei der Šiʿb ʿUǧaimī die Richtung, der in der Landschaft al-Faraʿ entspringend, nach Aufnahme einer größeren Anzahl anderer Rinnsale sich nach Norden wendet, um sich in der Jamāma-Ebene mit dem Wādī Nisa und dem Wādī Ḥanīfa zur Ṣaḥba zu vereinigen. Etwa an seinem Mittellauf zwängt sich der ʿUǧaimī eine enge Rinne durch den Ḥašm Ḥarṭam, eine dem östlichen Ṭuwaiq unter ca. 23½° nördlicher Breite vorgelagerte Kette von nahezu 500 m Höhe. Nachdem Philby das Tal des ʿUǧaimī verlassen hatte, durchquerte er weiter südwärts wandernd das Hügelland Inzala, auf dem die Wasserscheide zwischen den nördlich fließenden und den nach Süden entwässernden Wasserrinnen liegt. Der nördliche Teil der Aflāǧ-Ebene, die er jetzt betrat, ist sehr reich an kleineren Wādīs, die sich sämtlich zum Šiʿb al-ʿArs in südöstlicher Richtung sammeln. Nach Überschreitung aller dieser Wasserläufe gelangte er in die Oase Lailā mit der gleichnamigen Stadt, die

1) Dieser jetzt als Privatmann in Urfa wohnende treueste Parteigänger der Türken während des Weltkrieges verdient besonders ehrenvoll genannt zu werden. Allen den zahlreichen und schmeichelhaften Angeboten der Entente, die ihn für sich gewinnen wollte, zum Trotz, bewährte er sich als feste Stütze der Pforte und zeigte sich als militärisches Genie mit ausgezeichneter strategischer Begabung. Es ist nur zu bedauern, daß die Mittelmächte ihm nicht die notwendige Unterstützung an Geld und Ausrüstungen zuteil werden lassen konnten, deren er würdig gewesen wäre; vgl. über ihn: Philby I, 246; 349 f.; Gertrud Lowthian Bell, Review of the Civil Administration of Mesopotamia, presented to both Houses of Parliament, London 1920, S. 2, 4, 21, 26.

2) Vgl. dazu: Burton Memorial Lecture: The Recent History of the Hijaz by H. St. J. Philby, in Journal of the Central Asian Society XII, 1925, S. 332 ff.

nach der Zerstörung des unmittelbar benachbarten Mubarraz durch die Āl Saʿūd, die politische und wirtschaftliche Führung der Provinz übernommen hatte. Hier liegen auch die schon oben erwähnten zentralarabischen Seen, deren größter Umm al-Ǧabal heißt. Die Marschrichtung wird von jetzt ab fast genau Südwest und führt über das Dorf Badīʿa durch das Entwässerungssystem des Šiʿb Maqran, und nach Überschreitung der Wasserscheide durch das des Šiʿb Ḥamām nach dem Ziel der Reise, in die Provinz Dawāsir. Schon in den Ansiedelungen von Sulaijil konnte Philby das stolze Bewußtsein tragen, nunmehr als erster das geographische Problem des Wādī Dawāsir an Ort und Stelle gelöst zu haben. Dabei zeigte sich, daß das Wādī nicht von Südwest nach Nordost, sondern vielmehr von Nordwest nach Südost fließt. Die Oase bildet den Umschlagspunkt für den Kaffeehandel aus Jemen und den indischen Handel mit Zucker und anderen Waren. Der Anbau von Getreide und Datteln ist reichlich. Dem Wādī aufwärts nach Westen folgend, erreichte Philby bald Kimida, eine kleine Ansiedlung von Bundesgenossen der Dawāsir. Trotz der mehrfach drohenden Haltung der Bevölkerung über die Anwesenheit eines Ungläubigen verbrachte Philby genügend Zeit in den verschiedenen Niederlassungen des Wādīs, um ziemlich eingehende und höchst wichtige Aufnahmen zu machen. Leider gingen ihm gerade hier die Filme aus, so daß er zunächst sehr sparsam mit Photographieren sein mußte, später überhaupt keine Bilder mehr aufnehmen konnte (6. bis 30. Mai).

5. Zur Rückreise nach Rijāḍ wählte er den Westrand des Ǧabal Ṭuwaiq. Die Entwässerung dieses Gebietes geschieht durch den Šiʿb Marāġa, der in den Mittellauf des Wādī Dawāsir mündet, also nach Süden fließt. Bei etwa 21° 20′ nördl. Breite kam der Forscher in das Quellgebiet des Maqran (s. o.); die Entwässerung verläuft jetzt durchweg nach Osten. Nordwärts durch die große Provinz al-Aflāǧ ziehend, machte Philby bei Ǧidwīja einen scharfen Knick in seiner Route nach Osten, um Sitāra und die früher bedeutende Oase Ǧail zu besuchen. Er befand sich jetzt auf der Mittellinie des Ṭuwaiq, auf der er annähernd verblieb. Die Niederlassungen der Provinz al-Fara', vor welcher ʿAbd al-ʿAzīz ihn ausdrücklich gewarnt hatte, konnte er nicht besuchen. Weiter mußten die zahlreichen Zuflüsse des ʿUǧaimī überquert werden, bis bei Ḥāʾir wieder bekannter Boden betreten wurde. Von hier aus kehrte man auf einem anderen Wege nach Rijāḍ zurück (6. bis 24. Juni).

Nach dem Vorangegangenen wäre es gewiß überflüssig, wollte man noch die Wichtigkeit des Buches für unsere Kenntnis der Geographie Arabiens betonen. Es ist deshalb auch freudig zu begrüßen, daß der Verlag F. A. Brockhaus eine deutsche Übersetzung des Werkes hat erscheinen lassen, wenn auch der Fachmann gewiß lieber zum Original greifen wird, zumal der Übersetzer an manchen Stellen Mangel an genügender Vertrautheit mit dem Stoff verrät. Die Reproduktion des interessanten Bildermaterials (das in der deutschen Ausgabe in etwas anderer Reihenfolge, aber anscheinend vollständig wiedergegeben ist) ist im allgemeinen wohl gelungen, kommt aber doch nicht so gut heraus wie im Original. Wichtig sind natürlich vor allem die beiden Kartenblätter. Bedauerlicherweise ist in der Übersetzung der kurze „Appendix I" fortgelassen, der eine Besprechung der von Philby vom Ǧabal Ṭuwaiq mitgebrachten Sammlung von Fossilien enthält.

Besprechungen.

[Haupt-Festschrift:] Oriental Studies, published in Commemoration of the fortieth Anniversary (1883—1923) of **Paul Haupt** as Director of the Oriental Seminary of the Johns Hopkins University. Under the editorial Direction of **Cyrus Adler** and **Aaron Ember** †. Baltimore: J. Hopkins Univ. Press und Leipzig: J. C. Hinrichs 1926. (LXX, 470 S.) gr. 8°. RM 70 —; geb. 73 —. Angez. von Joseph Schacht, Freiburg i. Br.

Die monumentale Festschrift für Paul Haupt zerfällt in fünf Teile: I. Introductory Material S. I—LXX; II. Old Testament and Judaica S. 1—139; III. Assyriology S. 141—292; IV. Egyptology S. 293—314; V. Semitica S. 315—470.

VII—VIII: C. Adler und A. Ember, Preface; IX: F. R. Blake, Professor Ember †; XVII—XX: Address of Dr. C. Adler on the occasion of the presentation of Professor Haupt's portrait to Johns Hopkins University (dieses Portrait ziert auch als S. IV die Festschrift); XXI—XXXII W. F. Albright, Professor Haupt as Scholar and Teacher; XXXIII—LXX A. Ember, Bibliography of Paul Haupt.

1—2: I. Abrahams †, Some triennial haftaroth; 3—8: C. J. Ball †, The Psalm: „Deus, Deus meus" (22); 9—18: A. Bertholet, Zu den babylonischen und israelitischen Unterweltsvorstellungen; 19—30: K. Budde, Der Vers Gen. 2, 25 in seiner Bedeutung für die Paradiesesgeschichte; 31—42: A. von Bulmerincq, Die Mischehen im B. Maleachi; 43—46: I. Elbogen, חסד, Verpflichtung, Verheißung, Bekräftigung; 47—57: H. Gunkel, Psalm 149; 58—65: S. Herner, Erziehung und Unterricht in Israel; 67—70: M. Löhr, Job c. 28; 71—73: D. I. Macht, An experimental appreciation of the Talmudic references to 1 Kings 1, 5; 74—83: E. Mahler, Biblisch-chronologische Fragen; 84—92: M. L. Margolis, ΧΩΡΙϹ; 93—96: K. Marti †, Eine kleine Textverbesserung zu Psalm 22, 15b—19; 97—102: J. Morgenstern, On Leviticus 10, 3; 103—105: W. Rosenau, Some notes on Akteriel; 106—110: S. Schiffer, Le paragraphe 40, 13—17 de l'Ecclésiastique de Ben Sira; 111—123: N. Schmist, The Apocalypse of Noah and the Parables of Enoch; 124—134: E. Sellin, Seit welcher Zeit verehrten die nordisraelitischen Stämme Jahwe?; 134—139: H. Torczyner, Zur historischen Erforschung der biblischen Rhythmik.

143—154: W. F. Albright, Mesopotamian elements in Canaanite eschatology; 155—158:

R. P. Dougherty, Texts in the Goucher College Babylonian Collection; 159—168: F. Hommel, Die elamitische Götter-Siebenheit in CT 25, 24; 169—177: S. Langdon, Two Sumerian liturgical texts; 178—183: J. Lewy, Zur Bedeutung von altassyrischem und altbabylonischem *ana ettišu;* 184—211: B. Moritz, Die Nationalität der Arumu-Stämme in Südost-Babylonien; 212—219: T. G. Pinches, Assyriological trifles by a handicapped Assyriologist; 220—267: A. Poebel, Der Konflikt zwischen Lagaš und Umma zur Zeit Enannatums I. und Entemenas; 268—271: I. M. Price, The so-called Levirate-marriage in Hittite and Assyrian laws; 272—277: J. D. Prince, The Sumerian numerals; 278—280: A. H. Sayce, Some unpublished Babylonian seal-cylinders; 281—292: H. Zimmern, Bēlti (Bēltija, Bēletja), eine, zunächst sprachliche, Studie zur Vorgeschichte des Madonnenkults.

295—299: Fr. W. v. Bissing, Eine Apisfigur in der Haltung der Adlocutio; 300—312: A. Ember †, Partial assimilation in old Egyptian; 313—314: W. Spiegelberg, Plutarchs Deutung der Hieroglyphe der Binse.

317—328: C. Adler, The beginnings of Semitic studies in America; 329—343: F. R. Blake, The Hebrew hatephs; 344—357: R. Basset †, Contribution à l'étude du Dîwân de 'Orwah ben el Ward [,] poète du premier siècle avant l'hégire; 358—363: D. S. Blondheim, Lexicographical notes; 364—373: F. Buhl, „Die Schrift" und was damit zusammenhängt im Qurân; 374—389: G. Dalman, Palästinische Lieder; 390—402: A. Fischer, Die Quantität des Vokals des arabischen Pronominalsuffixes *hu* (*hi*); 403—409: I. Guidi, Il Be'ela Nagast; 410—424: R. Harris, The Biblical text used by Gregory of Cyprus; 425—436: P. Kahle, Die Lesezeichen bei den Samaritanern; 437—445: J. Mann, On the terminology of the early Massorites and Grammarians; 446—453: S. A. B. Mercer, The epiclesis in the Ethiopic liturgy; 454—461: E. Mittwoch, Der deutsch-äthiopische Freundschafts- und Handelsvertrag; 462—470: K. V. Zetterstéen, On a proposed edition of the Shams al-'ulūm of Nashwān bin Sa'īd al-Ḥimyarī.

Der Gefeierte hat das Erscheinen der Festschrift, auf deren reichen Inhalt, wenn auch nur in Auswahl, näher einzugehen den Rahmen des zur Verfügung stehenden Raumes sprengen würde — für seine Trefflichkeit bürgen übrigens schon die Namen der Mitarbeiter —, nicht lange überlebt († 15. 12. 1926), fünf Mitarbeiter, darunter besonders tragisch der eine Herausgeber, sind während der durch verschiedene Umstände lange hingezogenen Drucklegung verstorben, und Fr. Delitzsch, der Lehrer Haupts, hat den kurz vor seinem Tode zugesagten Beitrag nicht mehr liefern können. So ist die Festschrift für P. Haupt zugleich das würdigste Denkmal, das ihm und seinen toten Fachgenossen gesetzt werden konnte.

Fettweis, E.: Das Rechnen der Naturvölker. Leipzig: B. G. Teubner 1927. (IV, 96 S.) gr. 8°. RM 5 —. Bespr. von H. Wieleitner, München.

Die vorliegende Schrift stellt die erste derartige Arbeit dar, die alle ethnographischen und linguistischen Quellen zusammenfaßt, um das vorgesetzte Thema zu untersuchen. Der Verf. hat eine Literatur von 240 Einzelschriften angegeben, die er in den zahlreichen Fußnoten nach Seitenzahlen zitiert. Es handelt sich also um eine äußerst gewissenhafte Arbeit. Die Schrift hat folgende Kapitel: 1. Ansatzmöglichkeiten für die Entwicklung der Rechenkunst, Antriebe und Hemmnisse; 2. Rechnen mit Anschauungsmitteln und ohne Anschauungsmittel, Ziffernsysteme; 3. Zählgruppen und Zählreihen; 4. Zählgesten; 5. Ausführung längerer Rechnungen, Bruchrechnung; 6. Zahlworte, Zahlwortreihen; 7. Der Sinn der Zahlworte; 8. Rechenunterricht, Zahlen in Erzählungen, Sprichwörtern, Rätseln und Spielen. — Man lernt aus diesem kleinen Buch nicht nur eine Menge bisher völlig zerstreut gewesener und daher unbekannter Einzelheiten, sondern kann auch mehrere allgemeine Züge daraus entnehmen. Der eine ist der, daß die Völker meist wegen Mangel an Bedürfnis nicht weiter kommen in ihrem Zahlbereich und in ihrer Rechenfertigkeit. Man darf diesen Umstand wohl geradezu als ein Kennzeichen der Primitiven ansehen, daß sie nämlich Rechnungen oder schon Zählungen, die ihnen nicht vorkommen können (z. B. 100 Schweine) ablehnen. Ich weise im Gegensatz dazu auf die alten Ägypter hin, die schon ganz abstrakte, schwierige Rechenbeispiele machten und Phantasieaufgaben stellten. Mystische Hemmungen gibt es bei Naturvölkern auch. Man sieht ferner, daß Zahlwörter fehlen können, während die Begriffe und die Fertigkeit, mit den betreffenden Zahlen zu rechnen, doch vorhanden ist. Solches finden wir bei den Ägyptern und sogar noch bei den Muslimen. An Zahlensystemen gibt es vom 2er-System bis zum 40er-System alle denkbaren Kombinationen, mit zahlreichen Unregelmäßigkeiten. — Die Folgerungen, die aus der ganzen Erfahrung an Naturvölkern für den modernen Rechenunterricht zu ziehen sind, stimmen mit den Forderungen der modernen Psychologie (Meumann, Katz) durchaus überein.

Kubitschek, Prof. Wilhelm: **Grundriß der antiken Zeitrechnung.** München: C. H. Beck 1928. (IX, 241 S.) 4° = Handbuch der Altertumswiss., begründet von J. von Müller, neu hrsg. von W. Otto. I. Abt., 7. Teil. RM 13 —; geb. 16 —. Bespr. von E. Przybyllok, Königsberg.

Das vorliegende Buch läßt deutlich erkennen, daß es entstanden ist aus einer sehr umfangreichen Sammlung kalendariographischer Belege aus lateinischen und griechischen Schriftstellern des Altertumes, sowie aus Exzerpten verschiedener Werke über Chronologie. Diese Zettelsammlung ist offenbar nach äußerlichen Gesichtspunkten geordnet und schließlich zu einzelnen Abschnitten zusammengefaßt worden. Hierbei ist der Verf. von der Fülle des Materiales erdrückt worden; die großen führenden Linien und die Zusammenhänge sind ihm entgangen, und so kommt es, daß die einzelnen Abschnitte gelegentlich unorganisch nebeneinander stehen, z. B. 33. Gregorianisches Jahr. 34. Osterrechnung. 35. Italischer Bauernkalender. 36. Israeliten. 37. Römische Tagesdaten. 38. Kalender von Coligny. 39. Monatsreihen. 40. Monatskunde. 41. Geschäftsjahr von 360 Tagen. 42. Oktaeteris, Geminus. Die Darstellung selbst leidet an einer kaum noch zu überbietenden Weitschweifigkeit, völlig nebensächliche Dinge werden herangezogen; daneben finden sich apodiktische Urteile an Stelle einer erwarteten Begründung. Z. B. S. 31. „Eine Ableitung der Woche aus dem Mondkalender, wie sie noch Theodor Mommsen ... hat vortragen dürfen, ist nicht annehmbar. Es ist nicht wahr, daß „Monat und Woche ohne Zweifel die allerälteste geordnete Zeitbestimmung unserer fernsten Ahnen ist“ ... Nun folgt eine Polemik gleicher Art und in gleichem Tone gegen andere Autoren, und dann fährt der Verf. fort: „Vielmehr ist die 7tägige Woche nach der sonst heute üblichen Vorstellung innerhalb der chaldäischen Disziplin entstanden und von dort durch Vermittlung der Juden in die christliche Vorstellung (oder vielleicht auch ohne das christliche Medium) zu den Griechen und Römern gelangt.“ Kommentar überflüssig. Oder auf S. 26 findet sich die folgende Bemerkung: „Vor allem ist niemand imstand, den primitiven Menschen wirklich als Studiengrundlage aufzustellen. Primitive und Urmenschen, die es heute geben soll, sind vielmehr zurückgebliebene oder wieder zurückgegangene Kulturen oder Individuen.“ Der Linguist, wie der Ethnograph und Naturwissenschaftler wird beim Lesen dieser Stelle und ihrer Fortsetzung verwundert den Kopf schütteln. Auf S. 14 gestattet sich Verf. im Anschluß an die Besprechung des Idelerschen Handbuches der Chronologie zu schreiben: „Aber die Neuauflage durch F. K. Ginzel ... ersetzt trotz vielleicht größerer Gelehrsamkeit und trotz stärkerer Betonung der prinzipiellen Notwendigkeit vergleichender Chronologie nicht das alte, uns ans Herz gewachsene Werk.“ Daß Ginzels Werk eine Neuauflage genannt wird, dagegen muß ich in schärfster Form protestieren und jeder, der beide Bücher kennt, wird mir hierin recht geben.

Ganz schlimm steht es mit dem 7. Abschnitte: Astronomische Vorkenntnisse; hier zeigt der Verf. völlige Verständnislosigkeit für die Grundlagen der Zeitrechnung. Eine kleine Probe aus S. 22: „Für den Kalender kann die Zeit der Umdrehung der Erde um ihre Achse nicht in Betracht kommen, da sie nur rechnerisch zu gewinnen ist und sichtbarlich die Zeit zweier aufeinander folgender Kulminationen der Sonne, d. h. ihres Durchganges durch die Mittagslinie eines Ortes, immer eben um jene fast 4 Minuten weiter vorgeschritten sein muß als der Erdentag, als die Zeit der Achsenumdrehung der Erde.“ Der erste Teil dieses Satzes ist falsch begründet. Die Dauer einer Umdrehung der Erde um ihre Achse oder der Sterntag definiert unser Zeitmaß, kann also rechnerisch nicht gewonnen werden, sondern kann lediglich durch Beobachtungen ermittelt werden. Den zweiten Teil des eben zitierten Satzungetümes habe ich leider nicht verstanden; auch die in meinem Institute arbeitenden Herren waren außer Stande ihn zu verstehen. Da ich Astronom bin, so versuchte ich zu erraten, was Verf. gemeint hat, und ich vermute, Verf. wollte die Trivialität ausdrücken: Für den Kalender ist der Sonnentag die gegebene Zähleinheit. — Damit auch der Humor zu seinem Rechte komme, gebe ich noch eine Stelle aus dem Abschnitte „Sonnenuhren“ S. 191 wieder: „Es kann nicht als Gegenargument gelten, daß die Beschäftigung mit Sonnenuhren heutzutage müßiger Zeitvertreib sei. Das ist direkt unwahr und unstatthafter Hochmut, ganz abgesehen davon, daß auch Fachleute neben den modernen Pendel- und Räderuhrwerken die Möglichkeit fortlaufender Festlegung (Überprüfung) der Mittagszeit durch die Sonnenuhren wünschen.“

Sapienti sat. Möglicherweise mögen die vielen Belegstellen aus antiken Schriftstellern dem Philologen von Nutzen sein, zur Einführung in die antike Zeitrechnung aber ist dieses Buch völlig ungeeignet.

Peake, Harold, and Herbert John **Fleure: Priests and Kings.** With 115 Illustrations and maps. Oxford: At the Clarendon Press 1927. (208 S.) 8° = The Corridors of Time, Tome IV. 5 sh. Bespr. von Max Pieper, Berlin.

Die Verfasser haben eine größere Sammlung herausgegeben, die die Urgeschichte der Menschheit behandelt. Der vorliegende Teil behandelt die ältesten Kulturen des Orients und einen Teil des vorgeschichtlichen Europa, die Donauländer und das Gebiet des Schwarzen Meeres. Es wird versucht, eine übereinstimmende Chronologie herzustellen. Dabei wird für Ägypten die Berechnung Ed. Meyers, mit der sich die von Breasted ungefähr deckt, zugrunde gelegt, die viel höher hinauf gehenden Zahlen Petries und Borchardts werden abgelehnt. Damit kann man sich einverstanden erklären. So erscheint jetzt wieder einmal Babylonien als das ältere Kulturland, auf wie lange, bleibt abzuwarten. Das Buch ist gut geschrieben und ausgezeichnet illustriert. Auf Einzelheiten einzugehen erübrigt sich bei einem zusammenfassenden Werke wie diesem. Das handliche Büchlein kann wärmstens empfohlen werden.

Wace, A. J. B.: A Cretan statuette in the Fitzwilliam Museum. A Study in Minoan costume. Mit 13 Taf. Cambridge: University Press 1927. (IX, 49 S.) 4°. 10 sh. 6 d. Bespr. von H. Dragendorff, Freiburg i. Br.

Ausgehend von einer neuerdings vom Fitzwilliam Museum erworbenen Statuette kretisch-minoischen Stils, die in dem opulent ausgestatteten Buche zum erstenmal veröffentlicht wird, behandelt der namentlich durch seine Arbeiten auf griechisch-prähistorischem Gebiet und in Mykenai rühmlich bekannte Verfasser ausführlich die eigenartige kretische Frauentracht des minoischen Kreises. Bezeichnend für diese sind vor allem das enganschließende Jäckchen mit halblangen Ärmeln, das vorn weitausgeschnitten die Brüste freiläßt, und der weite bis auf die Füße reichende Rock, der wagerecht gegliedert und meist aus einer Anzahl übereinandergreifender „Volants" gebildet ist. Dazu tritt bei einer Anzahl von Darstellungen ein vorn und hinten bis über die Mitte der Oberschenkel herabhängender, etwa ovaler Schurz und ein Gürtel. Die Gewänder zeigen, wo Maßstab und Technik der Denkmäler das zuließen, reiche Ornamentik, die Wace eingehend bespricht, und für deren Vorbilder er neben Webemustern und Stickerei auch Applikation, aufgenähte Borden usw. annimmt, im wesentlichen wohl überzeugend, wenn man auch bei Feststellung der Technik der einzelnen Vorbilder vielleicht noch etwas vorsichtiger sein und der Freiheit des bildenden Künstlers oder Handwerkers einiges zugute halten muß. Die besagte Tracht läßt sich von der frühen mittelminoischen Zeit (Terracotten von Petsofa u. Chamaizi) an bis in die letzte spätminoische (Fresco aus dem jüngeren Palast von Tiryns) verfolgen. Dazwischen fallen, als einigermaßen datiert, die Fayencefiguren aus dem Palast von Knossos (mittelminoisch III), Goldringe aus den Schachtgräbern von Mykenae (Spätminoisch I), Fresko aus dem Palast in Theben (Spätminoisch I/II). Wace sucht in vorsichtiger Weise aus dieser chronologischen Reihe auch schon eine gewisse Entwicklung der Tracht festzustellen. Alle diese Ausführungen sind wertvoll. In der von Wace gebildeten Reihe würde die neue Statuette sich hinter den Fayencefiguren von Knossos und vor der nur mit Wahrscheinlichkeit der I. spätminoischen Periode zugeteilten Elfenbeinstatuette in Boston einordnen. Sie besteht im Gegensatz zu allen anderen aus Marmor, und neben ihrer sonstigen Bedeutung könnte sie somit den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, abgesehen von den primitiven „Inselidolen", die älteste steinerne Skulptur von griechischem Boden zu sein, wenn ... Ich scheue mich fast, dem gewiegten Kenner kretisch-mykenischer Kultur gegenüber und nur auf die Abbildungen gestützt es auszusprechen, und täte es nicht, wenn ich nicht wüßte, daß mein Verdacht von anderen geteilt wird: Ist die Echtheit des Stückes wirklich über jeden Zweifel erhaben? Kreta hat uns schon viel Überraschendes gebracht, vieles, was man in so früher Zeit ehemals für unmöglich gehalten hätte. Leider aber sind in letzter Zeit auch raffinierte Fälschungen nicht ausgeblieben. Das steht fest, und wir müssen zur Zeit kretisch-mykenischen Stücken gegenüber, deren Fund nicht ganz gesichert ist, äußerst vorsichtig und skeptisch sein. Mir ist die Statuette unheimlich. Diese Behandlung des Haares (vgl. besonders die Rückenansicht), die Ohren, dieses sorgfältig ausgearbeitete, ebenmäßige, fast möchte man sagen, klassische, jedenfalls ganz „unkretische" Gesicht! Entscheidender als diese mehr gefühlsmäßigen Anstöße würden rein sachliche sein. Einen will ich hervorheben: hier ist die Kopfbedeckung gleichsam aus 3 übereinander gestülpten Tüten geformt. Bei der Fayencefigur von Knossos ist es sicher richtiger ein spiralig gewundener Stoffstreifen, was man freilich in der Vorderansicht nicht ohne weiteres erkennt. Hat das der Verfertiger der Marmorfigur am Ende mißverstanden? Auch der Umstand, daß mindestens zwei weitere derartige Statuetten, diesmal aus Speckstein, sich neuerdings im Kunsthandel herumtreiben, die der Cambridger sehr ähneln, stimmt bedenklich. Ich verdanke Kenntnis ihrer Photographien Rob. Zahn, der meine Bedenken teilt. Die Wissenschaft wird jedenfalls gut tun, die neue Figur nicht ohne erneute Prüfung hinzunehmen.

Moret, Prof. Alexandre: **La Mise à mort du Dieu en Égypte.** Avec 18 figures. Paris: Paul Geuthner 1927. (59 S.) gr. 8° = Fondation Frazer-Conférence I. 15 Fr. Bespr. von Adolf Rusch, Berlin.

Vorliegende Untersuchung, der Abdruck einer Rede in der Fondation Frazer in Oxford, sucht nachzuweisen, daß die Frazerschen Gedanken von der Fruchtbarmachung der Äcker durch Tötung und Begräbnis des Getreidegottes, des Esprit du blé, auch für Ägypten bestätigt werden. Moret glaubt, auf diese Weise eine neue Deutung für die Riten des Osiriskultes, die gelegentliche Opferung heiliger Tiere und vielleicht auch für das Sedfest gewinnen zu können. Er weist zunächst darauf hin, daß zauberische Einwirkung auf den Gang der Natur, besonders zur Zeit der Nilschwelle, üblich waren, um dann auf den Osiriskult überzugehen. Er erkennt in dem zeitlichen Übereinstimmen der Hauptfeste dieses Kultes mit Saat und Ernte die enge Beziehung des Osiris zum Wachsen und Vergehen der Feldfrüchte, ja er glaubt, in der Sage vom Tode, von der Zerstückelung und vom Begräbnis des Osiris die Tötung und Vergrabung des Getreidegottes zur Fruchtbarmachung des Ackers zu erkennen. Hierin kann ich ihm nicht folgen; gewiß steht Osiris in enger Beziehung zur Natur, aber die Sache liegt nicht so, daß die Natur wieder auflebt, weil Osiris wiederauflebt, sondern umgekehrt: Osiris lebt wieder auf, weil die Natur es tut. Dementsprechend sieht Moret in dem späten Ritus der besamten Osirisfiguren einen Zauber um die Erde fruchtbar zu machen, während es in Wirklichkeit nur das kultische Mittel ist, den Gott selbst wiederaufleben zu lassen. Vor allem aber muß man sich hüten, die Verbindung des Osiris mit dem Ackerbau in die ältesten Zeiten hinaufzusetzen — sie scheint mir gerade sekundärer Natur zu sein — ganz abgesehen davon, daß überhaupt die weitere Verbreitung des Osiriskultes nicht sehr alt ist; und zum mindesten muß man es als schiefen Ausdruck bezeichnen, wenn Moret die Tatsache, daß zunächst nur die Könige, erst später das andere Volk dem Osiris gleichgesetzt wurde, dadurch erklärt, daß nach dem allgemeinen Umsturz nach dem A. R. das Volk den Königen, die allein les mystères des rites osiriens kennen, dieses Geheimnis entreißt (S. 41f.).

Hier sei einer methodischen Bemerkung Raum gegeben: Moret ist in den — aus den Umständen seines Vortrages erklärlichen — Fehler verfallen, rückwärts zu gehen: sein Ausgangspunkt sind die Frazerschen Ideen (die, so klug und fördernd sie für die Wissenschaft waren, dadurch ins Gegenteil umschlugen, daß man sie zum Dogma für alle Fälle zu machen pflegte); und nun sieht er zu, ob sich nicht auch in der ägyptischen Überlieferung Spuren dieser Anschauungen finden lassen. Aber auch hierbei geht er meist wieder rückwärts gewandt: er beginnt mit der griechischen Überlieferung, um zu finden, daß man die eine oder andere alte Quelle damit in Einklang bringen kann. Auf diesem Wege kann man schließlich stets zum Ziel kommen, zumal wenn man auch sonst zwischen den verschiedenen Zeiten der langen ägyptischen Entwicklung nicht scheidet. Ganz deutlich ist diese Methode besonders bei der Frage der rituellen Tötung des alternden Königs, wie sie Frazer bei manchen Völkern gefunden hat: zur Bestätigung, daß diese Sitte auch in Ägypten bestanden hat, wird zunächst ein ziemlich vager Satz des Ammianus Marcellinus herangezogen, dann Diodor und Strabo (sie vertreten also hier nur eine Quelle) zitiert, die uns diese Sitte von den Äthiopiern berichten, um dann mit Hilfe der Tatsache, daß diese Länder seit der 12. Dyn. von Ägypten kolonisiert sind, dieselbe Sitte bei den Ägyptern zu rekonstruieren (obwohl er an anderer Stelle [S. 52] selbst sagt, daß, falls seine Hypothese richtig ist, diese Sitte nur in vordynastischer Zeit bestand); nun versucht er nach einem Seitenblick auf Osiris (dessen Tötung somit einen anderen Sinn erhält als vorher), das Sedfest, dessen Verlauf und genauer Sinn noch einer systematischen Bearbeitung harren, aus dieser konstruierten Sitte, den alternden König zu töten, zu erklären, indem an die Stelle der wirklichen Tötung die fiktive getreten sei.

Es kann im Gegensatz zu dieser Methode nicht deutlich genug betont werden, daß wir, um nicht der Hineindeutung Tür und Tor zu öffnen, gerade den umgekehrten Weg gehen müssen: wir müssen von der ältesten Überlieferung ausgehen, um dann, vorsichtig weiterschreitend, die historische Entwicklung herauszufinden und in der griechisch-römischen Zeit zu enden. Natürlich müssen wir dabei offene Augen haben für die Ergebnisse der allgemeinen Religionswissenschaft und die Parallelen bei anderen Völkern, auch wird gewiß oft genug auch bei dem progressiven Vorgehen noch manches retrospektiv erklärt und ergänzt werden, aber wir dürfen nicht von dem, was bei anderen Völkern oder in der allerletzten Zeit vorkommt, ausgehen.

Im übrigen wird jeder die Moretsche Schrift mit Genuß lesen und manche der zahlreichen interessanten Einzelheiten als Gewinn buchen.

Kleppisch, Ing. K.: **Willkür oder mathematische Überlegung beim Bau der Cheopspyramide?** München: R. Oldenbourg 1927. (VI, 38 S.) gr. 8°. RM 1 —. Bespr. von Ludwig Borchardt, Kairo.

Herr Ing. K. Kleppisch, Warschau, gehörte zu den Pyramiden-‚Theoretikern'[1], über die ich 1922[2] zur Bekämpfung der damals auf ihrem Höchststande befindlichen Pyramiden-Zahlenmystik gesprochen habe. Es scheint ihn gekränkt zu haben, daß er nicht in der richtigen zeitlichen Reihenfolge daran kam (S. 18), und daß seine ‚Hauptschrift' nicht einer Sonderbehandlung gewürdigt worden ist. In der hier zu besprechenden Broschüre, ‚deren polemische Form sich nicht vermeiden ließ' (Vorrede), kommt er daher auf seinen Fall nochmals zurück.

Die Polemik ist schwächlich. Verf. weist statistisch nach, daß ich in den Zitaten in der ‚Zahlenmystik' zu oft vertreten bin, also den Lesern ‚die Meinungen anderer Forscher vorenthalte' (S. 19), er hält sich darüber auf, daß ich in einem Privatbriefe an ihn, eine langweilige Zahlenrechnung logarithmisch, mit einem Fehler in der vierten Dezimale, gemacht habe (S. 14, 19 u. sonst), daß auf der vorletzten Seite der ‚Zahlenmystik' ein Rechenfehler steht (S. 23), daß ebenso einer auf S. 7 meiner ‚Längen und Richtungen usw.' stehen geblieben ist (S. 26), daß meine Schulweisheit aus dem Anfange der 80er Jahre über die natürlischen Logarithmen seiner Belesenheit in der Geschichte der Mathematik nicht Stand hält (S. 23) u. s. f.

Nun, nach diesen Keulenschlägen bedaure ich offen, daß in den letzten 30 Jahren ich fast allein über die Pyramiden und ihren Bau gearbeitet habe, und daher bei Besprechungen von Pyramidenfragen meine Arbeiten häufiger zu zitieren sind, als es Herrn Kleppisch erwünscht scheint. Wegen der Rechenfehler kann ich mich mit dem, wie mir gesagt wird, von Bessel stammenden Satze trösten, daß große Schärfe in Zahlenrechnen das beste Zeichen mathematischer Unbegabtheit sei.

Wie Verf. im Vorwort sagen kann: ‚die neuen Borchardt-Coleschen Maaße . . . geben ihr (seiner Oberflächentheorie) . . . eine noch festere zahlenmäßige Begründung', ist mir schlechtem Zahlenrechner unklar. Das einzige, wovon die ‚Oberflächentheorie' abhängt, der Böschungswinkel, ist bei der Bestimmung der Längen und Richtungen der Grundkanten der großen Pyramide im Jahre 1925 überhaupt nicht neu festgestellt worden. Die Längen der Grundkanten, die allein von uns bestimmt wurden, sind für die Oberflächentheorie völlig belanglos.

1) Die Cheopspyramide, ein Denkmal mathematischer Erkenntnis, München 1921.

2) Gegen die Zahlenmystik an der großen Pyramide bei Gise, Berlin 1922.

Kleppisch's Oberflächentheorie selbst[1] ist nur eine abgewandelte Theorie des Goldenen Schnittes, wie sie schon bei Roeber und Taylor spukt. Das hätte doch der große Rechner Kleppisch, der von diesen alten Theoretikern so stramm abrückt, sehen und sagen müssen.

Seine (S. 8) Gleichung (2)

$$\underset{\text{(Grundfläche)}}{4a^2} : \underset{\text{(Mantelfläche)}}{4ac} = \underset{\text{(Mantelfläche)}}{4ac} : \underset{\text{(Gesamtfläche)}}{4a^2+4ac}$$

leitet er aus der „angenommenen" Gleichung (1)

$$\underset{\text{(Höhenquadrat)}}{h^2} = \underset{\text{(Seitenfläche)}}{ac}$$

und der Selbstverständlichkeit, seit Pythagoras,

$$\underset{\text{(Quadrat d. Höhe d. Seitenfl.)}}{c^2} = \underset{\text{(Q. d. } ^1/_2 \text{ Grundkante)}}{a^2} + \underset{\text{(Q. d. H.)}}{h^2}$$

ab. Die „angenommene" Gleichung „Höhenquadrat gleich Seitenfläche" ist aber bereits auf Taylor zurückzuführen[2].

Die „vom Verf. vertretene nüchterne Oberflächentheorie" (S. 6) ist also eine der „durch nichts begründeten Phantastereien eines Taylor" (S. 5).

Sieglin, Ernst von: Die griechisch-ägyptische Sammlung E. v. S. 1. Malerei und Plastik. Tl. 2 (B), bearb. von Carl Watzinger. Leipzig: Giesecke & Devrient 1927. 4° u. 45,5:32,5 cm = Ausgrab. in Alexandria. Bd. 21, Tl. 2 (B). RM. 75 —. Text (X, 143 S. mit 55 Abb., 12 Beibl.) Taf. (VI S., 50 Taf.) Bespr. von W. Weber, Halle a. S.

Der vorbildlichen Förderung, welche die deutsche archäologische Wissenschaft Jahrzehnte hindurch von dem vor kurzem hochbetagt verstorbenen Stuttgarter Industriellen und Kunstfreund Ernst von Sieglin erfuhr, ist früher schon in dieser Zeitschrift gedacht worden. Mit dem Namen des großzügigen Maecens bleiben die Expedition zur Aufnahme altägyptischer Denkmäler und die andere zur Erforschung Alexandrias und der griechischen Kunst Ägyptens, bleiben auch die — jetzt auf mehrere Museen verteilten — Sammlungen Sieglins verbunden, und seine Liebe zu dem von ihm unterstützten Werk bezeugen die prunkvollen Bände, in welchen die Forschungsergebnisse veröffentlicht worden sind.

Über das Unternehmen zur Erforschung Alexandrias und der griechischen Kunst in

1) „Die Gesamtoberfläche der Cheopspyramide erscheint nach dem Goldenen Schnitt geteilt, derart, daß sich die Grundfläche zur Mantelfläche wie die Mantelfläche zur Gesamtoberfläche verhält." Für Cheops (Gise) könnte man hier auch Snefru (Mejdum) oder Ne-user-re (Abusir) setzen, da deren Pyramiden den gleichen Böschungswinkel haben. Da hätten also die ägyptischen Weisen dreimal ihre tiefsten mathematischen Geheimnisse — nach Herrn Kleppisch — den verschwiegenen Pyramiden anvertraut. Sollte da nicht in dieser immerhin langen Zeit zwischen Snefru und Ne-user-re aus dem Kleppischschen Geheimnis schon „le secret de Polichinelle" geworden sein?

2) Zahlenmystik 26.

Ägypten sind bis jetzt zwei „Bände" vollendet. Während der dritte (und vielleicht wichtigste) der Reihe, welcher über die „Ausgrabungen im Königsviertel und im Sarapeion von Alexandria" handeln soll, noch aussteht, ist der erste, in dem Th. Schreiber „die Nekropole von Kôm-esch-Schukafa" beschrieb, schon 1908 erschienen. Dem zweiten Band waren die Denkmäler der Sammlung Sieglin zugewiesen; von ihm sind Teil 3 (Gefäße und Schnitzereien) von R. Pagenstecher 1913, Teil 1a („Malerei und Plastik") aus Pagenstechers Nachlaß von C. Watzinger 1923, der zweite Teil aber (Terrakotten) 1924 von J. Vogt herausgebracht worden. Dank Watzingers Bemühung ist nun auch der noch fehlende Teil 1b („Malerei und Plastik") so rasch fertig geworden, daß Sieglin ihn der Landesuniversität Tübingen, deren Archäologisches Institut seine besondere Gunst genoß, zum Jubiläum widmen konnte. Es ist ein stattlicher Band von 50 Tafeln, dazu ein Text von 143 S., in den 12 Beiblätter und 55 Textbilder eingelegt sind; Watzinger hat auch für diesen Text das kleinere Format festgehalten, welches aus wirtschaftlichen und praktischen Gründen in Notzeiten für Teil 2 gewählt worden war. Tafeln und Text sind typographische Leistungen, auf die Herausgeber und Verleger stolz sein können; Druckfehler sind mir im Text kaum begegnet (s. z. B. S. 29 Nr. 10 Taf. VIII, 1 statt VII).

Der Bearbeiter berichtet (S. IX), daß die erstbeauftragten Herren Schreiber und Pagenstecher planten, in diesem Teil „die Behandlung der alexandrinischen Denkmäler ... zu einem Gesamtbild alexandrinischer Kunst auszugestalten". Da sich in ihrem Nachlaß nur vereinzelte Notizen fanden, ist es schwer zu sagen, wie sie sich die Ausführung ihres Vorhabens dachten; es könnte auch gleichgültig sein, wären nicht die Denkmäler noch unter Schreibers Leitung reproduziert und nach seiner Anordnung die Tafeln in Höhe der Auflage hergestellt worden. Watzinger hat „einen großen Teil" dieser Tafeln, der „unseren heutigen Anforderungen nicht mehr genügte", ausscheiden, wiederholt an anderen ungeschickte Aufnahme monieren müssen; er hätte noch viel radikaler durchgreifen sollen, um die sachlich klare, sinngemäße Ordnung des Stoffes auch auf den Tafeln zu erreichen, die er im Text eingehalten hat. Für dieses Mißverhältnis fällt ihm keine Schuld zu. Angesichts dieser noch erkennbaren ersten Ordnung des Stoffes ist es gewiß nicht zu bedauern, daß der Plan seiner Vorgänger unausgeführt blieb, Watzinger vielmehr in richtiger Überlegung sich auf einen erläuternden Text beschränkte — nicht nur, um die Herausgabe dieses Teils nicht allzulange hinzuziehen; sondern sicherlich auch, weil Schreibers einst mit großem Nachdruck vertretene These von der überragenden Bedeutung der alexandrinischen Kunst unhaltbar ist. Watzinger hat sie schlicht, ohne polemischen Hinweis, auf ihr richtiges Maß zurückgeführt: „Das alexandrinische Kunsthandwerk begleitet mit seinen Arbeiten ein gutes Stück hellenistischer Kunstentwicklung, läßt sich immer neu beeinflussen" ... „Eine selbständige Stellung kommt ihm nicht zu" ... „Athen, die benachbarte Ecke des südwestlichen Kleinasiens und die Inseln des Ägäischen Meeres bilden eine Kunstprovinz" ... „Es gibt wohl Kunst und vor allem Kunsthandwerk in Alexandria, aber keine im eigentlichen Sinn alexandrinische große Kunst" (S. 61 f.).

Watzinger faßt das — zumeist zufällig zusammengekommene — Material in Gruppen zusammen: In schlichten, sorgfältig beschreibenden, stilistische Formen wie Inhalt gleichmäßig erfassenden, erläuternden Untersuchungen behandelt er Porträts Alexanders des Großen, einzelner Ptolemäer und Ptolemäerinnen, auch einzelner Kaiser (Augustus, ein stilistisch merkwürdiges Marcusporträt), Bilder von Männern und Frauen, zahlreiche Köpfe von Göttern, einzelne mehr oder minder intakte Götterfigürchen, Torsen, Statuetten, Reliefs verschiedenen Inhalts; unter den Göttern auch Ägypter in griechischem Gewand, unter den Menschen Männer, Frauen, Kinder; einen ägyptischen Priester in ägyptisierendem Stil, u. a. m. Er versucht die Zusammenhänge der Kunstformen mit der großen griechischen Kunst zu erhellen, da und dort die Entwicklung, die Varianten von einer geoffenbarten göttlichen Gestalt wie etwa Sarapis, die dadurch kanonischen Wert erhält, zu erfassen und zeitlich einzuordnen, die Auffassungen vom Porträt Alexanders des Großen klarer zu umschreiben. Auch zu solchen Stücken, die in der wissenschaftlichen Literatur seit längerem eine gewisse Rolle spielen, hat er immer etwas zu sagen, da er das teilweise recht verstreute Vergleichsmaterial ausgiebig kennt. So ist seine Darlegung in den jeweils zusammenfassenden Abschnitten in vieler Hinsicht ergiebig. Nicht jeder freilich wird vielleicht sofort bereit sein, seine Benennung „Ptolemaios I als Pan" anzunehmen (S. 7 ff); stärkere Stützen werden hier und da noch nötig sein, um die vorsichtig vorgetragenen Identifikationen einzelner Bildchen mit anderen Persönlichkeiten des Herrscherhauses sicherer zu machen (vgl. etwa Nr. 8). Auch was er über den ägyptischen Mischstil

(S. 38ff) vorträgt, bedarf der Ergänzung, und ob er da (S. 39) oder H. Schaefer (Propyläenkunstgesch. II 112) Recht hat, der den „grünen Kopf" in Berlin mit ernsten Gründen aus ägyptischen Kunsttraditionen erklärt und ihn um 400, also hundert Jahre vor den eigentlichen „Hellenismus" setzt, bedürfte einer längeren Erörterung, zu der hier nicht der Raum ist; noch weniger kann hier die Frage der Zuweisung eines „Kora"bildes (S. 78ff) zur Kultgruppe des Sarapeion und dem Werk des Bryaxis erörtert werden, zumal damit auch S. 64ff behandelte Probleme von neuem angerührt werden müßten. Auch zu anderem wäre noch mancherlei zu bemerken.

Gleichwohl wird man sagen müssen, daß unsere Kenntnis der alexandrinischen Kunst beträchtlich bereichert worden ist. Mancher mag es bedauern, daß die endgültige Zusammenfassung des Materials zu einem Gesamtbild alexandrinischer Kunst uns nicht geschenkt wurde; ich kann da nicht zustimmen. Nicht bloß deswegen, weil das Sieglinsche Material doch nur einen zufälligen Ausschnitt gibt oder weil Watzinger mit seiner Feststellung sicher recht hat, daß Alexandrien, soweit rein griechische Bildtypen und -vorwürfe in Frage kommen, zur agäischen Provinz der hellenistischen Koine gehört, sondern weil vor allem viel umfassender, als dies bisher geschah, die Rezeption und künstlerische Darstellung des älteren Fremden durch die Griechen aus einer Ordnung und exakten Interpretation der zahlreichen Denkmäler (großer, aber auch der kleinsten) der alten Götter Ägyptens erarbeitet werden müßte. Jeder aber, der von diesen Dingen etwas zu wissen glaubt, wird zugeben, daß dann das Thema sich sofort weitet: Syrisch-phönikische, kleinasiatische, ferneröstliche Monumente (bis nach Indien hin), vor allem die vielen Tausende Bilder tragender Münzen des Hellenismus und der Kaiserzeit bieten kaum bearbeiteten Stoff in außerordentlicher Fülle. Zu solcher abschließenden Arbeit ist also noch längst nicht genug getan; Watzinger hatte Recht, wenn er sich weise beschied. Die interpretatio Graeca der fremden Welt, auch ein Gradmesser für die Dichte der Hellenisierung der Welt, ist eine Aufgabe, die auch den Orientalisten in erheblichem Umfang angeht.

Ebersolt, Jean: La Miniature byzantine. Ouvrage accompagné de la reproduction de 140 miniatures. Paris et Bruxelles: G. Van Oest 1926. (XIII, 110 S., LXXII Taf.) 2°. 340 Fr. Bespr. von O. Wulff, Berlin.

Eine neue umfassende Bearbeitung der byzantinischen Buchmalerei wird die gesamte Kunstforschung mit Freuden aufnehmen. Seit der grundlegenden Arbeit von N. Kondakow ist nahezu ein halbes Jahrhundert verflossen. Der Denkmälerbestand hat eine beträchtliche Vermehrung erfahren. Die wichtigsten Handschriften liegen in Sonderpublikationen vor, und noch manche anderen sind seither einer eingehenden Einzeluntersuchung unterworfen worden. Und doch sind noch viele, z. T. tiefgreifende Fragen keineswegs völlig aufgeklärt. So muß uns eine allgemeine Darlegung des Standes der Forschung überaus willkommen sein, selbst wenn sie nicht die höchsten Erwartungen erfüllt und unsere Erkenntnis nicht wesentlich erweitert. Daß dieses Ziel nicht erreicht ist, wird man in der Tat nach Durcharbeitung des Werkes bekennen müssen.

Der Verf. kennt die meisten Handschriften aller großen europäischen Bibliotheken, wie das Vorwort angibt, aus eigner Anschauung und hat wohl fast alle heute bekannten verzeichnet. Nähere Berücksichtigung aber haben doch in seiner Darstellung nur die bedeutendsten Denkmäler, von den weniger hervorragenden vorzugsweise diejenigen der Pariser Bibliothèque nationale gefunden. So bleibt die vollkommene Ausbeutung sämtlicher erhaltenen Überreste noch der Zukunft vorbehalten.

In der Einleitung wird zunächst das Verhältnis des Malers zum Schreiber treffend gekennzeichnet. Auch wo sie nicht eine Person sind, bildet das Ornament gewissermaßen einen Bestandteil der Schrift, zu deren Gliederung und Umrahmung es dient. Gilt diese doch dem Orient als eine eigne Kunst. Das Bild aber liefert dazu eine Art unpersönlichen Kommentars mehr aus dem Gemeinschaftsbewußtsein heraus. Ihre große Bedeutung gewinnt die byzantinische Miniaturmalerei demnach nicht durch die sehr beschränkte — Freiheit der Illustration, sondern als Sammlerin antiker und orientalischer Bildüberlieferung. So wird die Unterscheidung dieser beiden Quellen zur Hauptaufgabe des Forschers, die dem Verf. nicht unlösbar erscheint, wenngleich er die Unmöglichkeit, bei jeder Redaktion zum Archetypus durchzudringen, betont.

Wenn man die Erfüllung solcher Forderung nunmehr vor allem für die Entstehung des altbyzantinischen Miniaturenstils erwartet, so wird sie freilich im ersten Kapitel nur unvollkommen geleistet. Eine klare Sonderung der einzelnen Wurzeln desselben, wie sie vor allem von Ainalow angebahnt worden ist, wird hier nicht durchgeführt. Alexandrinisches, Syrisch-Palästinensisches, Kleinasiatisches geht alles in den Gesamtcharakter des allgemein Byzantinischen ein, ohne daß die Eigenart der hauptstädtischen Schule näher bestimmt wird. Die Frage des

Ursprungs der Purpurcodices in Konstantinopel verdiente hier zum mindesten eine gründliche Nachprüfung. Kann doch ihre von Ainalow und von mir behauptete stilistische Zusammengehörigkeit nicht ernstlich bestritten werden. Selbst wenn Baumstark neuerdings im Rossanensis mit Recht eine antiochenische (nicht mit mir eine palästinensische) Bilderfolge erkennt, so darf doch nicht übersehen werden, daß die Herkunft der Vorlage noch nichts für den Entstehungsort beweist, der fraglos mit dem der Wiener Genesis (und nicht nur des Sinopensis) zusammenfällt, obgleich deren Grundredaktion viel mehr antike Elemente enthält. E. läßt eine klare Stellungnahme zu dieser Streitfrage vermissen. Auch gegen seine Auffassung der Entwicklung der Illustrationsarten läßt sich manches einwenden, zumal sie wenig selbständige Urteilsbildung verrät. So begnügt er sich, für die Erklärung der reinen Bildrolle, wie sie noch die vatikanische Josuaillustration vertritt, mit dem Wickhoffschen Hinweis auf die Reliefsäulen der Spätantike. Und doch bleibt es völlig unklar, wie eine solche Übertragung möglich war, wenn nicht die Ansätze dazu schon in einer Vorstufe der Buchmalerei gegeben waren. Diese aber wird man in unten fortlaufenden Begleitbildern von Textrollen vermuten dürfen. Dann mußte sich durch ihre Aufteilung bei dem Übergange zum Codex ganz von selbst diejenige Anordnung von Bild und Schrift ergeben, die noch die Purpurcodices bieten und in der E. mit Recht eine Zwischenstufe erblickt. Durch Fortfall des Textes aber konnte aus derselben Urform die Bildrolle entstehen. Daß andererseits eine unzusammenhängende Textillustration der Rolle in der Buchform aus der Schrift ausgeschaltet und vielfach in Sammelbildern vereinigt wurde — dazu bot wohl vor allem der antike Typus der Dramenillustration, der noch in den mittelalterlichen Terenzminiaturen fortlebt, den Ausgangspunkt, — beweist die Quedlinburger Itala. Die Bilderfolge dieses lateinischen Textes durfte bei der Erörterung der Ursprungsfragen ebensowenig unberücksichtigt bleiben wie die des syrischen Rabulaevangeliums der Laurentiana bei der Illustration des neuen Testaments. Hier vermisse ich auch ein näheres Eingehen auf die schon von Baumstark geklärte Frage nach der Bedeutung der Rollenform für die Entstehung der Evangelienillustration. Für die Bestimmung des orientalischen Einflusses aber bedeutet dieser Codex geradezu ein unentbehrliches Anfangsglied der Entwicklung. Ein paar Hinweise auf ihn in den nachfolgenden Bemerkungen bieten keinen genügenden Ersatz für die mangelnde Erläuterung seines Bildschmucks. Im Gesamturteil über die Stilbildung der altbyzantinischen Buchmalerei wird daher die Einwirkung des Orients von E. allzu sehr unterschätzt. Sie läßt sich nicht auf die lebhaftere Farbengebung beschränken.

Trotz der weitgehenden Vernichtung, die auch die Bilderhandschriften im Kampf um die Ikonen ereilte, blickt eine syrische Grundredaktion noch in der mönchischen Randillustration des Chludowpsalters des IX. Jh. und seiner Schwesterhandschriften hindurch, wenngleich man ihm mit E. sehr wohl ein Höchstmaß freier Gestaltung zuerkennen darf, wie es die mittelbyzantinische Miniaturmalerei nie wieder erreicht hat. Um die Hauptfrage der Zusammensetzung der theologischen Psalterillustration aus den schon von Kondakow, Tikkanen und Baumstark gesonderten Schichten des Bildschmucks geht der Verf. hier wieder mit vorsichtiger Zurückhaltung herum. Auch bei der Würdigung des Pariser Prachtcodex der Homilien Gregors von Nazianz, mit dem die Tätigkeit der kaiserlichen Hofkunst unter Basilius I († 886) beginnt, begnügt er sich damit, die mittelalterlichen Motive der Ikonographie und der Porträtdarstellungen zu unterstreichen, ohne nach der Quelle der Grundredaktion seiner umfangreichen Bilderfolge zu forschen, eine Untersuchung, die freilich bis heute noch von keiner Seite gründlich in Angriff genommen worden ist.

Für die eigentliche Blütezeit der mittelbyzantinischen Buchmalerei im X.—XII. Jh. konnte sich E. mit besserem Rechte auf eine Zusammenfassung der Ergebnisse der bisherigen Forschung beschränken, die hier einen gewissen Abschluß erreicht hat und kaum noch so tiefgehende offene Fragen bietet. Immerhin hätte die Entfaltung des antikisierenden Stils in der aristokratischen Psalterredaktion des Pariser Cod. Gr. 139 und der verwandten Handschriften eine eindringlichere Erörterung ihres Verhältnisses zum altchristlichen Archetypus verdient, das schon im ersteren sehr erhebliche Unterschiede des Anschlusses an die Vorlagen verrät. Der Verf. begründet seine (wohlberechtigte) Stellungnahme dazu wieder nur in einer kurzen Bemerkung (14). Eine solche (15) enthält auch den einzigen Hinweis auf einzelne schon von Tikkanen berücksichtigte Handschriften dieser Redaktion, von denen der kleine Psalter der Berliner Universitätssammlung sogar im Register fehlt. Daß anschließend der Vatikanische Doppelcodex der Bibel und des Psalter (Reg. Gr. I) gewürdigt wird, erscheint vom stilgeschichtlichen Gesichtspunkt zweckentsprechend, weniger hingegen der unmittelbare Übergang zu den Oktateuchen des XI./XII. Jahrhunderts, die bereits den ausgereiften Mischstil der Kom-

nenenzeit vertreten, wenngleich mit bemerkenswerten Unterschieden, auf die nur allgemein hingewiesen wird. Hier hätte zunächst das Menologium Vaticanum (Gr. 1613) Basilius II († 1025) eingeschaltet werden sollen, das bereits den vollendeten Ausgleich der höfischen und der mönchischen Kunstrichtung in der Miniatur erkennen läßt. E. hat es zwar seiner Bedeutung nach eingeschätzt, aber fast an das Ende des Kapitels gerückt und mit anderen liturgischen Bilderhandschriften zusammengestellt, von denen die (illustrierten) Homilien des Jakobos Monachos über das Marienleben geradezu die stilistische Endstufe der Miniaturmalerei des Zeitalters bezeichnen. Die Anordnung der Denkmäler nach dem literarischen Gesichtspunkt hat es dem Verf. unmöglich gemacht, den Verlauf der Stilentwicklung klar durchzuverfolgen, was nicht nur bei den Oktateuchen, sondern auch bei der Evangelienillustration erwünscht gewesen wäre, wenngleich die letztere noch am meisten ungelöste Rätsel der ikonographischen Zusammenhänge bietet. Andrerseits hätten wohl hier den Vorarbeiten von Pokrowsky, Baumstark und Millet doch reichere neue Ergebnisse abgewonnen werden können. Die etwas magere Würdigung der von antiken Vorlagen abhängigen profanen Illustration der Schriften des Oppian, Nikander und Apollonios von Kition hätte vollends besser am Anfang als am Schluß des Kapitels ihren Platz erhalten.

Weiter gibt E. einen wertvollen Überblick über die bisher noch zu wenig beachtete Buchmalerei der Päläologenzeit. Sie spiegelt in ihren hervorragendsten Arbeiten, vor allem in dem Pariser Codex (Gr. 1242) der Schriften des Mönches Joasaph aus dem Besitz des Kaisers Johannes Kantakuzen († 1355) oder dem illustrierten Akathisthos in Moskau (Synodalbibl. Nr. 429), das für den Monumentalstil des Zeitalters bedeutsame Streben nach freierer und reicherer malerischer Gestaltung. In den Porträtdarstellungen der Besitzer bricht jetzt ein noch stärkerer Naturalismus durch. Er sucht gleichzeitig ein neues Feld der Betätigung in der Illustration von Geschichtswerken, wie dem Madrider Skylizescodex (Nr. 2), und bildet hier und in anderen Handschriften eine leichtere lavierende Technik aus, die sich schon gern des Papiers statt des Pergaments als Malgrund bedient. Es will mir scheinen, daß Anregungen der gotischen Miniatur dabei mitspielen. Daß aber auch die letzte hellenistische Renaissancebewegung des frühen XIV. Jahrhunderts nicht ohne Einwirkung auf die spätbyzantinische Miniaturmalerei geblieben ist, dafür liefern die vom Verf. herangezogenen Handschriften des Theokrit (Gr. 2832), Oppian (Gr. 2736) u. a. m. der Bibl. nationale den schlagenden Beweis. Zumal die Illustrationen des ersteren bezeugen ein neuerwachtes Verständnis für die bewegte Gestalt des antiken Vorbildes.

Mußte im Vorhergehenden mehrfach hervorgehoben werden, daß E. über manche einschneidenden Fragen der Entwicklungsgeschichte der griechischen Buchmalerei gar zu leicht hinweggleitet, so darf doch anerkannt werden, daß er die gesicherten wesentlichen Ergebnisse der bisherigen Forschung in vorsichtig abgewogener Zusammenfassung darbietet und in den kritischen Bemerkungen auch die wichtigsten Streitpunkte wenigstens andeutet. Weiterzukommen war ohne selbständige weit ausgreifende Einzeluntersuchungen nicht wohl möglich. Was wir nicht weniger brauchen, ist aber die allgemeine Übersicht, die der Verf. mittels seiner mehr in die Breite gehenden Arbeitsweise geschaffen hat. Sie läßt an Vollständigkeit kaum zu wünschen übrig und gewinnt schon durch die umfassende Heranziehung der Spezialliteratur in den Anmerkungen den Wert eines unentbehrlichen Hilfsmittels für alle weitere Arbeit auf diesem Gebiet und darüber hinaus. Eine Bereicherung bringt vor allem die beigegebene Auswahl bezeichnender Abbildungen durch manche noch nirgends in Lichtdruck veröffentlichten Darstellungen, wie die Proben aus dem Chludowpsalter und einem anderen der Theologischen Redaktion (Brit. Mus. Add. Nr. 19 352), das Widmungsblatt mit der Porträtgestalt Basilius II aus dem der Marciana (Gr. 17) u. a. Belege aus dem Hiobcodex (Gr. Nr. 135) und dem oben erwähnten Theokrit (Gr. 2832) der Bibliothèque nationale. Den größten Anteil daran haben die Musterbeispiele der ornamentalen Ausstattung, der E. sein besonderes Augenmerk zugewandt hat. Ihr ist in jedem Kapitel ein längerer Abschnitt und für die Blütezeit des mittelalterlichen Dekorationsstils sogar ein vollständiges Kapitel eingeräumt. Darin steckt viel eigene neue Beobachtung, durch die der Entwicklungsgang wesentlich geklärt wird.

Im Schlußkapitel gibt der Verf. eine lehrreiche Zusammenstellung der bekannten Entstehungsorte einer stattlichen Anzahl von Handschriften, aus der wir ein deutlicheres Bild über die Verteilung der Werkstätten auf die Klöster der Hauptstadt und einzelne der Provinzen gewinnen. Erklärt sich doch durch den beständigen Austausch der künstlerischen Kräfte zwischen ihnen und der allezeit führenden kaiserlichen Schreibstube, wie ihn vor allem das Menologium Vaticanum bezeugt, die gesamte, durchaus synthetische Stilbildung zumal der mittel-byzantinischen Miniaturmalerei. Der Grundanschauung des Verf., daß in dieser der

Einfluß der derberen naturalistischen Auffassung der orientalischen Kunststätten durch die immer wieder neubelebte antike Bildüberlieferung gebändigt wird, kann ich nur aus voller Überzeugung beistimmen. Von E. wird andrerseits mit Recht anerkannt, daß die Entfaltung der Ornamentik fortdauernd durch den Zustrom neuer Motive aus dem Orient gespeist wird, wenngleich das in der frühislamischen Kunst ausgebildete Blattornament in Byzanz einer gewissen Umbildung unterworfen wird, wie auch die zoomorphe Initialornamentik selbständig verarbeitet und durch eine bodenwüchsige anthropomorphe theologischer Färbung ergänzt wird.

Es ist als glückliche Fügung zu begrüßen, daß der Sammelarbeit des französischen Forschers unlängst eine deutsche Zusammenfassung aus der Feder des Kustos der Wiener Staatsbibliothek H. Gerstinger gefolgt ist, die aus deren Schätzen ebenso wichtigen Zuwachs unseres Wissens bringt, über den ich jedoch infolge mangelnden Entgegenkommens des Verlages hier nicht gleichzeitig berichten zu können bedaure.

Meißner, Prof. Dr. Bruno: **Die Babylonisch-Assyrische Literatur.** Heft 1. Wildpark-Potsdam: Akad. Verlagsgesellschaft Athenaion m. b. H. 1927. (32 S., 1 Taf.) 4° = Handbuch der Literaturwiss. Lief. 76. Bespr. von Albert Schott, Bonn a. Rh.

Meißners Darstellung der babylonisch-assyrischen Literatur soll offenbar eine ganze Reihe von Heften im Umfang der soeben erschienenen ersten Lieferung umfassen. —

Verf. weist zuerst (S. 17) auf die vorläufige Unmöglichkeit hin, „eine an Autoren sich anschließende und eine epochenweise Entwicklung aufzeigende babylonisch-assyrische Literaturgeschichte zu schreiben". Die beiden folgenden Seiten bieten eine Schilderung von Land und Leuten, an die sich ein Überblick (S. 4—13) über die staatlichen und völkischen Schicksale des Alten Zweistromlandes schließt. Den langen und oft so vielverzweigten Weg von Mesannipadda bis Kyros würde sich mancher vielleicht übersichtlicher und einprägsamer dargestellt wünschen; freilich — wie schwierig es ist, diesem Wunsche zu genügen, weiß jeder, der es selber versucht hat. — Die Ausführungen des 1. Kapitels sind größtenteils (S. 4—13) von bildlichen Darstellungen einiger der bedeutendsten Herrscher begleitet, durch die fast alle Zeitalter vertreten sind. Wäre die zeitliche Reihenfolge in dieser Galerie königlicher Bildnisse streng eingehalten (wobei übrigens die Kassitenzeit nicht zu fehlen brauchte), so müßte sie einen jeden, der Augen hat zu sehen, ahnen lassen, wie tief die von den treibenden Kräften der Alten Zweistromlandkultur im Lauf der Zeiten bewirkten Wandlungen gewesen sind, obwohl alle ihre Erscheinungen einem und demselben unverbrüchlichen Bildungsgesetz gehorchen mußten.

Das 2. Kapitel berichtet eingehend, dabei sehr anschaulich und klar, vom Werdegang und von der Entzifferung der Keilschrift (S. 14—23) und macht dann noch einige Angaben über Art und Umfang der Ausgräbertätigkeit. In jenem Abschnitt vermißt man eine Abbildung, nach der man eine annähernde Vorstellung vom Keilschrift-Griffel gewinnen könnte.

Das 3. Kapitel bespricht kurz manche dichterischen Formen (S. 25 und 27); darauf folgen, unterstützt von mehreren Abbildungen, einige Bemerkungen über die Instrumentalmusik (S. 26—28), mit der ein großer Teil der Dichtung im Alten Zweistromland gewiß aufs innigste verwachsen war. Daß die Babylonier bzw. die Assyrer (wenigstens schon im ersten Viertel des 1. Jahrtausends) Noten kannten, ist wohl nicht nur möglich (s. Verf. S. 28 oben), sondern sicher, und zwar dienten diese zur Angabe bestimmter Töne, wohl der 22-saitigen Harfe. Dafür hat Sachs im Bericht über seine mit Ehelolfs Hilfe durchgeführte geniale Entzifferung der Zeichen am linken Rande von KAR 4 den einwandfreien Beweis geliefert (Arch. f. Musikwiss. VII [1925]); die von ihm enträtselte altmesopotamische Musik erinnert merkwürdig an ein bestimmtes chinesisches pentatonisches System (a. a. O., S. 22).

Weiter wird im Anschluß an die Liste *An^{ilum}a-nu-um* die Götterwelt des Alten Zweistromlandes in ihren einzelnen Vertretern gekennzeichnet, wobei — was allerdings auf diesem Wege schwer zu vermeiden ist — die geschichtliche Betrachtungsweise fast ganz ausgeschaltet ist.

Verf. erkennt an, daß „rein semitische Gebete aus späterer Zeit . . . in Form und Inhalt nicht unbedeutende Abweichungen gegenüber den früheren poetischen Erzeugnissen" zeigen (S. 24 unten); trotzdem ist er geneigt anzunehmen, „daß die große Masse der semitisch verfaßten Literaturprodukte in" Ḥammurapis „Zeit diejenige Form erhalten hat, unter welcher wir sie noch 1000 und 1500 Jahre später antreffen" (S. 9). Diese letztere, seit langem wiederholt vertretene Meinung ist indessen unerweislich, ja sie ist nicht einmal wahrscheinlich. Ref. glaubt seine abweichende Ansicht, die grundsätzlich der von Unger auf dem Gebiet der vorderasiatischen Kunstgeschichte verfochtenen Auffassung nahesteht, auf zahlreiche recht tragfähige Gründe stützen

zu können, von denen ein Teil in den MVAeG (1925, 2) dargelegt, ein anderer Teil auf dem Hamburger Orientalisten-Kongreß 1926 ausgesprochen worden ist. Dazu kommt eine große Anzahl von neuen diesbezüglichen Beobachtungen sprachlicher und sachlicher Art, die Ref. bei geeigneter Gelegenheit vorzubringen hofft.

Zu anderen allgemeinen Fragen, die in Verbindung mit Meißners Darstellung der Babylonisch-Assyrischen Literatur zu besprechen wären, wird man erst dann Stellung nehmen können, wenn das Werk als Ganzes vorliegt.

Haupt, Paul: **The Ship of the Babylonian Noah and other Papers.** Leipzig: J. C. Hinrichs 1927. (XXII, 281 S.) gr. 8°. = Beiträge zur Assyriologie und semitischen Sprachwissenschaft, hrsg. von Friedrich Delitzsch † und Paul Haupt †, 10. Band, Heft 2. Bespr. von S. Langdon, Oxford.

This is a collection of philological notes of the late Professor Haupt, with a preface by Ira Maurice Price on the life and work of Friedrich Delitzsch, and one by W. F. Albright on Paul Haupt. These two scholars were joint editors of the Beiträge zur Assyriologie. The brochure receives its title from the first article, a series of elaborate comments on the building of the ship by the Utnapishtim-Zisudra-Xisuthros, in Tablet XI 48—80 of the Epic of Gilgamish. He has made a large number of new suggestions, few of which are improvements, and most of them clearly impossible. There are also suggestions about other passages in the Flood Story. For line 135, *usallu*, Haupt insists that *usallu* is not a Sumerian loan-word, but from the Arabic *gásala*, to wash, and a Syn. of Arabic *ráqqah*, marshy bank. The Syriac *ausʿlā*, or *usallā*, marsh, would then be from the same root. But what then can be done about ^{iṣu}*usallû* = *kištu*, forest, park, in CT 18, 4, 14? This is obviously the same word. *usallu* is clearly a loan-word from Sum. *ú-sal*. Cf. CT 4, 1 B 13 *ina ú-sal-li*, with Ranke, BE VI 83, 5, *u-sal nâri*; *eḳil ú-sal*, Th. Dangin, Lettres et Contrats, 226, 2; KAR 147 R. 18, *u-sal-li nâri* = 177 R. II 33, and *ú-sal nâri*, I Raw. 31, 24. *usal* is the ideogram, and *usallû*(*u*), the loan-word. See PBS XII 21 n. 3 (1917).

For *mu-ir kukki*, line 88, he reads *izzakir kukki* and translates "The sun indicated the appointed time, and black squalls announced", and 90/91, "The time is at hand, the black squalls announced" ... This rendering is quite impossible. *kukku* is connected with Syr. *kaẓkîta* by H., but it is surely a Syn. of *kibāti*, wheat, then "hailstones", and a loan-word from Sum. *gug*, pea, also a word for "hail". See JRAS 1925, 718—720. Moreover, Shamash is not a storm god, and could not be the subject of *izzakir*, ever were this reading adopted. His suggestion on p. 4, to render *ana itaplusi*, "by after I had looked", on analogy of Syr. and Hebrew phrases with *le*, would be convincing, if he could cite a parallel where this particle is so used with an infinitive, or a parallel from an Accadian text. It will not do to draw upon all sorts of languages from the ends of the earth, to illustrate a text, unless the usage can be defended in the language itself. He reads l. 58, *ina kar-ḫi-sa*, and takes *karḫîtu* as a word for "bulwark". Ungnad in Gressmann's Texte und Bilder, p. 51, also read *karḫîtu*, but Ebeling, ibid., 2nd ed. p. 176, read *kar* as *GAN*(*iku*), but where he got his 12 *iku* is a mystery. *ḪI* is uncertain. *GAM* may be right, hence *ištēn iku kippat-sa*, "One *iku* was its 'bowl', i. e. bottom". Whatever may be the probability of all these conjectures, it is certain from line 30, that this fabulous ship was square, its length and width were equal. Now I *iku* = 100 *GAR*^{2}, and lines 58—9 state that the walls were 10 *GAR* high and the *kibir muḫḫi*, deck, "covering of the top" was 10 *GAR*. Nothing could indicate what the scribe means more clearly. The ship was a cube 10 *GAR* or 120 cubits on each side, and although this is a curious kind of ship, nevertheless it is what the text implies. 120 cubits would be 195 feet, and Ebeling's note (ibid., note *h*), which reckons 10 *GAR* as only 6 metres, is false. For l. 76, H. reads *ap-še-*[*na*] and *ḳati addi* he translates, "I laid in with my own hand". Jensen, KB VI 491 is the only editor who really had an inkling of the meaning of *ḳatam nadû*, "to cease work", a Syn. of *aḫam nadû*. Cf. Clay, YOS III 25, 5—6, *minamma ḳatu ana šarri taddi*, "Why hast thou been negligent for the king", and ibid., 43, 8—11, *ṣabê ša rašûtu ša abi-ia ina muḫḫi-šunu ibašû ḳata id-di-ma*, "As to the workmen, upon whom is the claim of my father, he is neglectful". Hence *ap-*[...] clearly stands for the beginning of some verb, perhaps *ap-te-*[*ša-aš*] *piššati*, "I anointed myself with unguents and ceased work". For l. 56, he reads *lab-nu* and translates "ground", and for Hilprecht, BE V, Series D, 48, 9, *zulula danna zullil*, he reads *ṣulula lab-na ṣullil*, "Let her lie on a level lie". There is no evidence, at all, for this meaning of *labnu*, and Hilprecht was undoubtedly right in his rendering "Cover it with a strong roof". Also l. 31, is probably to be read with Hilprecht, [*ki-*]*ma apsî šāši ṣullil-ši*, "Cover her like the apsu", i. e.,

as the *apsû* or great basin of the temple court; cf. CT 21, 27, 12, *abzu ki-ág mu-na-dû*; cf. VAB I 241; AJSL 39, 168, 23; also *kima kippati*, like a basin, KB VI 254, 2.

Haupt's rendering of *ikulu nikku* (l. 69), "which the hold contained", is preferable to any other suggestion which has been made.

The second paper is entitled "Arabic *tâǧir* (*taǧir*) and Ass. *tamkaru*," in which the words *tamkaru*, merchant, and *makkuru*, property, are derived with Zimmern, Streck and others from a root *makāru*, to sell. But *makāru* is then treated as a denominative verb, from a noun formation, *m* + *kâru*, to dig, and there is a bewildering argument on the connection between trade, commerce, and various Semitic and Indo-Germanic words for "silo", "pit", etc. He states that *ibira* is a Syn. of *damgar*, (Semitic loan-word in Sumerian), and derives it from *ebēru*, to passover; but the original is *tibira*, although Ungnad, ZA 31, 276, regards *ibira* as original. In any case the Babylonian scribes give *tibira* and *ibira* as the Sumerian word for *tamkaru*.

In the third paper, *aplu*, "heir" is derived from *abālu*, "to mourn", and is explained as "chief mourner", and connected with Arabic *ábana*, "to suspect, blame". In his fourth paper, Arabic *samm*, poison, is apparently connected with Sumerian *šem*, *šim*, aromatic plant, spice, but so confused is the argument that the author's deductions are not clear. The fifth paper discusses Gilg. Epic, XI 163—170, where he renders *NIM-MEŠ* by "cameos" on the ground that *nim* "high", means a stone cut in relief, and not incised, and states that *lû* in line 165 is the nominative of Arabic *la*, a particle of swearing. *karāšu* in line 170 is connected with *karšu* "stomach", and rendered "abyss". But the word for "abyss, morass", is *karašû*, OECT VI 64 n. 4. There is a valuable note on the abstract collective ending *aṯ*, which explains *zumbû*, *eribû*, and many other words. Cf. Brockelmann, Vergleichende Grammatik I 410 B 2.

The sixth paper is on Circe and Ishtar, with some remarks on the sixth tablet of the Gilg. Epic, and suggestions that het Babylonian (now known to have a Sumerian prototype) Epic and the Homeric Odyssey both originated in Western Spain (Tartessus), and the seventh paper is a study of the word *talîmu*, which he renders by "full brother". The word is connected by him with Hebrew *télem*, furrow, the root of which is said to mean "split", and hence *talîmu* "one half of a pair", and this is then regarded as a reflexive *ta* + √*lm*, in Arabic *lâma*, blame, originally "cut up". But he goes on to say that the root of *talam* is *tl* and I am entirely at loss to understand the argument. The eigth paper is on Shalman and Beth-arbel in Hosea 10, 14. He thinks that *bêth* is a corruption for the end of Salman'ăsr and that Arbêl refers to Arpad, captured by Tiglathpileser IV, father of Shalmaneser IV in 740 B. C.

In the ninth paper, Cuneiform Terms for Sport, he discusses *multa'utu* (VAB VII, Vol. II 306 β 1; 308 ε 2), which he derives from שעי, Syriac *šʿiʿiā*, "sport, play", but *ʿayin* should leave its trace in *multe'utu* not *multa'utu*. The suggestion is, however, extremely interesting. He reads *ḫutbalû* for the weapon in Streck, ibid., II 306 e 4, and derives it from *ḫabālu*, but does not appear to know Unger's article in ZA 31, 233—236, which fixed the meaning as "club", or that *ḫu-ut* is a misreading for *ḫup*, and the word is *ḫuppalû*, Meissner, MAG I 2, 37 (1925). The tenth paper bears the title A Cuneiform Description of a Volcanic Eruption, in which he finds reference to a volcanic eruption in the Gilg. Epic, Sm. 1040, ll. 15—20 = Haupt, Nimrod Epos, p. 58. He renders *ša-ša-at* in l. 14, by "(the dream) was wholly gladsome", and connects it with שוש, Arabic *ǧašša*. In line 18 he restores [*eprê*] *ištappû*, and translates "cinders showered down", deriving *ištappû* from Syriac *šepā*, which seems to be the best suggestion for this passage, although the restoration *eprê* is improbable. He also finds reference to a volcanic eruption of Mount Sinai in Exodus 19, 13.

In his eleventh paper on Gil. Epic XI 139, there is a valuable elucidation of *pa-tu tamtu*, which he renders by stormy or wide sea; he has clearly given the only good explanation of *pa-tu* from *pa'u* = Arabic *fâḥa*, blow, also be wide, and he also explains the Assyrian *pû*, chaff. This leads him to discuss *pâṭu*," border, edge", which he explains as a transposition of Arabic *ṭaff*, district, border, brim. The cognate is Talmudic טרף, and Syriac ܛܦ, to over flow, all from the original idea "to reach the brim", overflow. This is also obviously correct and a valuable addition to Assyrian lexicography.

Then follows a note on Naphtha (*naptu*) and Asphalt (*iddû*, *ittû*, *iṭṭû*). *iddû* is explained from עדי, the combustible liquid, *ittû*, from Arab. *ḥata'a*, "the binding substance", and *iṭṭû*, from עטה, "the black liquid"; cf. *esir gig*, RA. 17, 55, 4; and Genouillac, Inventaire des Tablettes de Tello, V p. 1 n. 2 (1921). The thirteenth paper on *miṭpanu* should have

been suppressed; for Pinches proved that the word is *tilpanu*, JRAS Centenary Supplement, 1924, p. 81. There is a paper on Sumerian *gir* = *kiru*, oven, which is connected by H. with Hebrew *gîr*, lime, *ḳîr*, wall, *kûr*, furnace, *kîrâḳim*, chafing dish, Syr. *kârâ*, asphalt furnace, Latin *calx*, lime, Aramaic *ḳîrâ*, pitch, *gîrâ* lime, Greek κηρός, wax, γλία, glue, French *cire*, wax. These combinations surpass belief. This is followed by a note on Gilg. Epic I, Col. IV 10, *napšu*, "lust", and then the sixteenth paper on Labor and Sorrow, Psalms, 90, 11, whose text is so corrected that not a word of the original remains. The seventeenth paper is on Open Sesame, being an attempt to explain *simsim* in the Arabic magic phrase, *ḳâ simsim iftâḥ bâbak*. This is derived from *thimthimun*, "stopper", shutter of a door. He connects the story of Forty Thieves with the tale of Rhampsinitus.

Among the more interesting papers at the end of this collection is one on *nimur*, *nemur* > *šemur* = *tumru*, which H. renders by "salt[1], smoke, salt-swamp". Beyond doubt *šemur* = *tumru* is for *nemur*, and not for *kimur* as Zimmern, BBS 77 (accepted by Genouillac, Inventaire, II p. 41) argued. This is a case of palatalisation, as I wrote in Sumerian Grammar § 40a); Haupt cites only Poebel's Grammar, § 83. On p. 243 he derives *kibāti*, hail stones, from Talmudic *kêpâ*, in Jastrow, Dictionary of the Targumim 635, *kêpat habbarad*, literally "balls of ice"; there can be no doubt but that *kibāti* means "wheat", then "hail", since *še-gig*(= *kibāti*) is often employed for "hail". See JRAS 1925, 718.

So numerous are the ramifications of the author into the whole field of Semitic and Indo-Germanic philology, that a careful index of the book should have been made.

Hall, H. R., and C. Leonard Woolley: Ur Excavations. Vol. I: Al-'Ubaid. A report on the work carried out at Al-'Ubaid for the British Museum in 1919 and for the joint Expedition in 1922—23. With chapters by C. J. Gadd and Sir Arthur Keith. London: Oxford University Press, published for the Trustees of the two Museums. 1927. (XII, 244 S., LXVIII Taf.) 4°. £ 3.3. — Bespr. von W. Andrae, Berlin.

Wer auf dem Hochtempel des Mondgottes Nannar in Ur steht, sieht in 7—8 km Entfernung gegen Westen hin ein unscheinbares Hügelchen in der endlosen glatten Wüstenebene rechts des Euphrat, Tell al-'Ubaid (el 'Obêd), dessen merkwürdige, sehr archaische Funde uns von den Ausgräbern schon durch vorläufige Berichte in verschiedenen Zeitschriften mitgeteilt, bzw. angekündigt worden sind. Jetzt liegt nun die endgiltige, sehr sorgfältig ausgestattete Veröffentlichung der beiden kurzen, aber erfolgreichen Grabungscampagnen von Hall und Woolley vor, aus der vor allem die Typologie altmesopotamischer Keramik und Bildnerei Gewinn ziehen kann. Woolley's Gabe, zu ordnen, verdanken wir da besonders die übersichtlichen Tafeln der Gebrauchskeramik (L—LXII), auf denen ich eine Menge alter Bekannter aus Fara wiederfinde, so wie Langdon Ähnlichkeiten mit seiner frühen Keramik von Kisch feststellen wird. Das ist sehr wichtig für die Erkenntnis der Einheitlichkeit der frühen Kulturen, denn das meiste gehört hier sicherlich noch ins ausgehende IV. oder ins beginnende III. Jahrt. Wie in Fara stammt vieles davon aus den Gräbern, die in Tell el-'Obêd nach Woolley über und in der „praehistorischen" Schicht liegen, also hier z. T. schon mindestens den zweiten, jüngeren Zustand bedeuten. (Es befindet sich nämlich dabei ein bemaltes Gefäß [TO 515, Tafel XLIX] aus „frühem" Grab, während ein weiteres sogar aus einem Grabe der „praehistorischen" Schicht stammt. Das gibt eine Verbindung der Gräber mit der älteren Wohnschicht). Die bemalte Keramik aber verbindet sich mit der sog. Susa-II-Keramik, und zu ihr stimmen die vielen übrigen Stücke mit nicht genau beobachtetem Fundort, auch die, welche Hall zu Beginn in großer Menge auf der Oberfläche am Fuße des Hügels aufgelesen hatte (Tafeln XV—XIX), diese zusammen mit vielen Feuerstein-Messern, -Zahnstücken (-Sichel-Einsätzen oder -Sägen), -Spitzen, -Schabern und mit Steinbeilen, praehistorisch verhältnismäßig jungen Stücken. Hier scheint also ein Anschluß der Steingeräte an die Keramik vorzuliegen; man muß aber trotzdem sehr vorsichtig urteilen. Denn diese Oberflächenfunde können Überbleibsel aus ganz verschiedenen Schichten sein. Mit ihnen zusammen gibt es auch noch gebrauchsfähige Sicheln aus klinkerhart gebranntem Ton (einige mit Rillen für das Einsetzen der Flintsägen mit Bitumen, das an altägyptischen Holzsicheln vorkommt), deren mehrere auch in Fara gefunden sind, während die Form durch eine aus der G-Schicht in Assur stammende Kupfersichel bekannt ist (Andrae, Arch. Ischtartempel, S. 83. Abb. 63), ferner viele Ton-Kegel, die wir zuerst aus Warka durch Loftus kennen lernten, und Tonnägel, die fast alle krumm gebogen sind wie verbogene Metallnägel, also eine sehr merkwürdige, aber doch nicht unerklärliche Sache (Tafel XV). Ich kom-

1) He apparently regards *šemur* as original and *nimur* as dialectic, on p. 244, where he derives from *šeš-mun*, "bitter-salt". This is certainly false. See also Poebel, ZA. 38, 84—87, for n > š.

me unten darauf zurück. An sich ist dieser Zustand klar. Irgend eine Verbindung dieser Funde mit dem „primitive settlement" ist vorhanden. Man fragt nun natürlich, wie sah diese urzeitliche Siedelung aus? S. 150 berichtet W. darüber, daß es Schilfmattenhütten mit Lehmbewurf gewesen seien. Das ist wichtig, weil es unsere Ansichten vom Ursprung allen Bauens in Sumer bestätigt. Wir hätten aber gern etwas über die Form dieser Hütten, sei es auch nur über die Grundrißform, gewußt. Vielleicht ließen sich doch Methoden ausdenken, etwas Derartiges bei Horizontalschnitten herauszupräparieren; ähnlich wie es uns jetzt z. B. an germanischen und slavischen Siedelungen gelingt, Holz- und Faschinen-Konstruktionen herauszupräparieren. Das ist gewiß nicht leicht, aber möglich.

Ich vermisse übrigens den Nachweis der Suchgrabung auf einem Lageplan, ich vermisse schmerzlich überhaupt einen genauen Lageplan der Hügelgruppe. Die beiden hübschen Fliegeraufnahmen (Taf. I) können einen solchen niemals ersetzen. Ich vermisse endlich auch den Versuch, grabungsmäßig zwischen der Siedelung und dem Friedhof einerseits und dem Haupthügel andrerseits einen Zusammenhang zu erkunden, der uns möglicherweise lehren würde, was der Haupthügel für die Siedelung bedeutete.

Der Haupthügel ist als der Tempel Ninchursag festgestellt. Eine Gründungsurkunde des A-anni-padda, eines der ersten bekannten Könige von Ur, ist „im verfallenen grauen Ziegelmauerwerk der II. Periode dicht über dem Fußboden bei der Haupttreppe" gefunden (S. 80). Gleichwohl datiert W. damit die I. Periode des Baues (S. 61). Weshalb, weiß ich nicht. Es scheint mir nicht begründet. Die beigegebenen Schnitte (auf S. 76, Fig. 29, S. 109, Fig. 35 und Tafel II) reichen hierbei (und auch sonst) nicht aus, die Fundzustände klarzustellen. Sie sind zu klein und ganz schematisch. Sie geben nicht exakt an, wie weit gegraben wurde, was gesehen, was nur vermutet wurde. Das verlangt man heute von einer endgiltigen Veröffentlichung.

Besonders aber bei den ungeheuer wichtigen und reichen Funden, die an der Hauptfront des Tempels beiderseits der Haupttreppe gemacht sind, bin ich wegen des Fehlens genauer Schnitte und Fundlagen, kurz guter Aufnahmen, unbefriedigt. Sie fehlen mir auf Schritt und Tritt, ich stehe trotz eingehender Beschreibungen über den Verlauf der Grabungen und über die Art der Auffindung vor lauter Rätseln. Ein an sich schwieriger Zustand wird durch das Fehlen der Aufnahme unentwirrbar. Die vielen Teile von Kupferreliefs, kupferbeschlagenen Pfosten und Balken, mit Mosaik belegten Schäften u. a. sind außer in den beigegebenen guten Lichtdrucktafeln nach sehr kleinen Photos nur noch einmal, nämlich in dem ganz schematischen, als Aufnahme unzureichenden Lageplan, Taf. II dargestellt, viel zu winzig und schematisch, als daß man ihre Lage auch der Höhe nach erkennen könnte. Die Photos und die Beschreibungen können niemals die Schnitte ersetzen, die hier dringend nötig gewesen wären. Ein technisch erfahrener Grabungs-Architekt würde sie nicht vergessen haben. Die Ergänzung des Tempels (S. 105 ff. Tafel II und XXXVIII) schwebt daher für mich in der Luft. W.'s Erwägungen darüber lassen sich nicht nachprüfen an klaren Darstellungen des Fundzustandes. Ästhetische Erwägungen (S. 106) sind bei solchen Ergänzungen äußerst gewagt!— Ich halte vor allem die Art, wie die erwähnten Pfosten, Schäfte und Balken in dem ergänzten Tempel auf der Terrasse verwendet sind, entwicklungsgeschichtlich für unmöglich. Sie lassen sich schön in eine Tür des frühen Ziegelbaues eingliedern, aber anders als Newton und Woolley denken, die sie durchaus als Säulen hinausstellen wollen. Die Entwicklung der Türeinrichtungen scheint mir etwas anderes zu verlangen. Um das zu erklären, müßte ich weiter ausholen können. Das muß für eine andere Gelegenheit aufgespart bleiben.

Anderer Meinung als W. bin ich auch über die Anbringungsart der Tonblumen mit den Mosaikblütensternen (S. 118 ff. Tafel XXX,I). Sie scheinen mir durchaus geeignet, wagerecht in der Wand zu stecken, da ihre Blütenblätter und Corolla nicht nur angekittet, sondern mit Draht angeheftet sind. Die Durchbohrungen des Halses sind in der Tat geeignet, Drähte durchzuziehen, aber nicht, wie W. es will, der die Blumen senkrecht vor den Rinder-Reliefs aus Kupfer wie eine blumige Wiese aufbaut und, um ihnen gegenseitig Halt zu geben, durch Drähte mit einander verbindet (S. 120 und Tafel XXXVIII). Das ist zwar reizvoll erdacht, aber mir scheint es doch nicht ganz überzeugend begründet und daher besser, die Nagel-Gestalt der Blumen mehr zu beachten, sie wagerecht an der Wand zu befestigen und ebenfalls mit Drähten zu verbinden, die etwas halten sollten: nämlich die Mattenbekleidung der Wand. Auch darüber möchte ich bei anderer Gelegenheit mich noch verbreiten und hier nur sagen, daß die krummen Ton-Nägel, wie mir scheint, dem gleichen Zwecke gedient haben. Vielleicht findet W. in seinen alten Schichten in Ur noch mehr Gelegenheit, die in regelmäßigen Mustern in der Wand steckenden

Tonnägel und ihren wahren Zweck kennen zu lernen. Denn eine lustige „freie" Erfindung ist diese Anordnung, aus der später ein Wandschmuck wird, gewißlich nicht, ein Wandschmuck, wie er sich z. B. bereits an der Außenmauer des Ur-Nammu in Ur gefunden hat (AJ. V 351 f. Tafel XXI, 2).

Wir sind hier am Tempel längst aus der „primitiven" Urzeit heraus. Ein Kupferrelief von fast 2 m Länge, wie das von Hall geborgene, jetzt in London befindliche „Im-Dugud"-Relief mit dem vom gepardenköpfigen Adler (?) gepackten Hirschenpaar (Tafel VI), getriebene Löwenköpfe (Tafeln X, XI), liegende und stehende Rinder (Tafeln XXVII—XXX), der prachtvolle Intarsia-Melker-Fries (Tafel XXXI), aus dem der ganze Stolz des Viehzüchters spricht, stehen schon auf einer großen Höhe der jungen, eben erst aufblühenden Darstellungskunst dieses alten Volkes. Wir hätten nun gern sicher gewußt, ob das alles wirklich zur ersten Schicht, nämlich zur Terrasse mit den plankonvexen Luftziegeln aus rötlichem, dichtem Lehm gehört, und ob die „erste" Schicht wirklich die erste von den drei gefundenen ist, oder ob ihr nicht eine noch ältere voraufging, die ich mir als Stampflehm- oder Batzenbau oder gar als Erdschüttung, denken könnte. Diese Abfolge ist an den ältesten Ruinen fast zu einer Regel geworden. Vielleicht hat W. Gelegenheit, bei der bequemen Nähe von Ur, diese wichtige Frage noch zu beantworten. Wir können jede Bestätigung brauchen und würden dadurch dem Urzustande der Baukunst immer sicherer auf die Spur kommen.

Hall und Woolley sind wir dankbar für diese reichen archäologischen Darbietungen. Wenn ich das Architektonische beanstande, so geschieht es aus dem lebhaften Wunsche, diese für unsere Erkenntnis so überaus wichtige Seite der archäologischen Forschung nicht vernachlässigt zu sehen und Wege zu finden, sie auf die Höhe des Übrigen zu bringen. Ich weiß natürlich, daß auch manche — nicht alle — unserer deutschen Archäologen vielfach noch (oder wieder?) auf die Mitarbeit technisch vorgebildeter, im Bauwesen, im Ausgraben und im Darstellen erfahrener Helfer verzichten zu können glauben. Sie halten sogenannte Bau-Archäologen für durchaus befähigt, nicht bloß auszugraben, sondern auch darzustellen. Wie man aber an manchem neueren und so auch an diesem vorliegenden Falle sieht, verlieren wir doch gar zu viele wichtige Kenntnisse, wenn es bei der Erforschung der technischen Probleme sowohl, wie bei der Darstellung technischer Ergebnisse nicht zur Vollendung kommt; denn eine Nachprüfung verwehrt das labile Wesen solcher südmesopotamischen Ruinen. Die Erforschung muß also stimmen. Die Darstellung hingegen ist am Ende ja doch für die Mit- und Nachwelt das Bild des Monuments, das nicht vergeht, und das die Wissenschaft braucht. Wie aber, wenn dieses Bild blaß oder gar unrichtig ist? Wer gibt uns dann das beim Ausgraben vernichtete Urbild wieder?

Die Beurteilung des durch 6 Tafeln (LXIII—LXVIII) erläuterten Berichtes Sir Arthur Keith's über die Skelett- und Schädelfunde S. 214 ff. muß ich den Anthropologen überlassen.

Hugo Greßmann †. Gedächtnisworte von Walter Horst, Arthur Titius, Th. H. Robinson, Ernst Sellin, Joh. Hempel. Mit einem Bilde des Verstorbenen. Gießen: Alfred Töpelmann 1927. (32 S.) gr. 8°. RM 1.70. Bespr. von Otto Eißfeldt, Halle a. S.

Greßmanns Schwager Pfarrer Walter Horst, der Dekan seiner Fakultät Arthur Titius, der Sekretär der britischen Society for O. T. Study Th. H. Robinson, Greßmanns Fachkollege Ernst Sellin und sein Nachfolger in der Herausgabe der ZAW Johannes Hempel haben mit ihren hier vereinigten Gedächtnisworten dem Entschlafenen ein schönes Denkmal der Verehrung und des Dankes gesetzt. Die bei der Beisetzung der Asche gehaltenen Ansprachen von Horst und Titius zeichnen ein von warmherziger Freundschaft beseeltes Bild des Heimgegangenen in Schlichtheit und Wahrheit. Auch Robinsons Beileidsschreiben stellt Gr.s die Herzen gewinnende Persönlichkeit („to knew him was to love him — and not a few of us knew him") in den Mittelpunkt und spricht dann Gelöbnis und Wunsch aus, daß die von ihm zwischen den Alttestamentlern der verschiedenen Völker so verheißungsvoll neugeknüpften Bande erhalten und gefestigt werden möchten. Hempel würdigt Gr. als den Neubegründer der ZAW; verspricht, daß die Zeitschrift das bleiben solle, wozu Gr. sie wieder gemacht habe: „die Zeitschrift für die AT.liche Wissenschaft, wie sie als notwendiges Glied der Theologie geschichtliche Arbeit leistet und zugleich im Dienste systematischer Wahrheitserkenntnis steht"; und ruft zu einer Hugo Greßmann-Gedächtnisspende auf.

Wiewohl auch Sellin dem Drange, dem entschlafenen Menschen und Kollegen ein Wort herzlichen Dankes zu sagen, nicht hat widerstehen können noch wollen, so gilt doch der Hauptteil seiner Rede einer Darstellung und Beurteilung von Gr.s wissenschaftlichen Leistungen. Zunächst behandelt er seine vier größeren Arbeiten: 1. Ursprung der israelitisch-jüdischen Eschatologie von 1905; 2. Altorien-

talische Texte und Bilder zum AT. von 1909 (² 1926, 1927); 3. die Beiträge zum Göttinger Bibelwerk: Die älteste Geschichtsschreibung und Prophetie Israels von 1910 (² 1921) und Die Anfänge Israels von 1912 und 1914 (² 1921); 4. Mose und seine Zeit von 1913. Sodann führt er die Fülle seiner Broschüren und Aufsätze vor, spricht von seiner Neugestaltung des Institutum Judaicum und seinen mit dadurch angeregten Studien über das hellenistische Judentum, würdigt ihn als Herausgeber der ZAW, als Anbahner neuer Beziehungen zum Ausland, als den zwischen Studierstube und breitester Öffentlichkeit vermittelnden Publizisten, als Redner bei Kongressen und sonstigen Anlässen, als den auch mit der Wert- und Wahrheitsfrage an seinen Gegenstand herantretenden Theologen. Als Ganzes ist Sellins aus völliger Vertrautheit mit Gr.s Schrifttum herausgewachsene Darstellung überzeugend und wahr, auch insofern, als sie die Grenzen der Leistungen Gr.s nicht verschweigt. Im einzelnen würde ich die Akzente gelegentlich anders setzen. So würde ich bei aller dankbaren Schätzung auch dieser Arbeiten an der Erklärung der Bücher 2 Mose bis Samuel im Göttinger Bibelwerk und im „Mose" die oft zu Tage tretende Gleichgültigkeit den größeren Zusammenhängen (Quellen) gegenüber als Mangel beurteilen, und in der „Eschatologie" scheint mir der Gegensatz gegen die „Literarkritik" nicht selten weit über das berechtigte Maß hinauszugehen. Andrerseits würde ich manche aus Gr.s kleineren Arbeiten, so vor allem die aus den letzten Jahren über das Judentum, noch viel nachdrücklicher würdigen, als Sellin es getan hat.

Das lebenswahre Bild des Entschlafenen, offenbar eine Aufnahme aus jüngster Zeit, ergänzt die Worte aufs schönste und ist seinen Freunden besonders willkommen.

Sellin-Festschrift. Beiträge zur Religionsgeschichte und Archäologie Palästinas, Ernst Sellin zum 60. Geburtstage dargebracht. (Herausgeber A. Jirku.) Leipzig: A. Deichert 1927. (IV, 156 S. mit Bildnis.) gr. 8°. RM 7 —. Bespr. von Ludwig Köhler, Zürich.

Stellvertretend für die vielen, die Ernst Sellin dankbar sind, hat eine kleine Zahl von Fachgenossen ihm eine Festschrift dargebracht. Wir geben in Kürze Titel und Inhalt ihrer Arbeiten.

W. F. Albright-Jerusalem: Egypt and Palestine in the Third Millennium B. C. (S. 1—12), in der Hauptsache eine Auseinandersetzung mit Frankfort, der den Einfluß Ägyptens in der fraglichen Zeit auf Asien zu Unrecht in Frage gezogen habe[1]; mit wertvollen Hinweisen auf Grabungsaufgaben. — Albrecht Alt-Leipzig: Das System der Stammesgrenzen im Buche Josua (S. 13—24), eine höchst wertvolle weitere Vorarbeit zur Erklärung Josuas: das System der Stammesgrenzen, vom Redaktor vorgefunden, paßt sachlich in das Ende der Zeit zwischen Landnahme und Staatenbildung der Israeliten in Palästina und ist „weithin ein getreues Spiegelbild unerfundener Wirklichkeiten". — Wilhelm Caspari-Kiel: Textkritische Beleuchtung eines Ausgangspunktes der Auseinandersetzungen über das Deuteronomium (S. 25—35)[1], Emendation und Interpretation von Deut. 23, 17 und Ex. 20, 24, bei deren Scharfsinn man bedauert, daß C. nicht unverworrener schreiben kann. — Lorenz Dürr-Braunsberg: Zur Frage nach der Einheit von Ps. 19 (S. 37—48), tritt für Einheitlichkeit des Psalms ein, wobei er sehr schön und gewinnbringend zeigt, daß Sonne und Recht gleichmäßig in der Bildersprache des Lichtes beschrieben werden. — Kurt Galling-Berlin: Der Bautypus des Palasttores im Alten Testament und das Palasttor von Sichem (S. 49—53), erläutert durch alttestamentliche Angaben und ihre Beleuchtung die Bedeutung eines der größten Funde des Jubilars. — Hugo Greßmann-Berlin: Der Festbecher (S. 55—62): 1. der Segensbecher (hier konnte der Verewigte, dem nichts entging, die wichtigen Ausführungen von Imm. Löw, die Flora der Juden, I, 1, S. 131ff. nicht mehr benutzen), 2. der Schaubecher, 3. der Schicksalsbecher. Johannes Hehn-Würzburg: צור „bilden", „formen" im Alten Testament (S. 63—68): ein hebräisches Verbum *ṣūr* = „bilden" gibt es nicht, sondern nur das aramäische *ṣūrā* = „Gestalt, Bild" Hes. 43, 11; Hehn hat sicher Recht. — Johannes Herrmann-Münster: Das zehnte Gebot (S. 69—82): „Haus" bedeutet hier Haus mit dem Grund und Boden, aber nicht Eigentum schlechthin, und „begehren" bedeutet hier durch Machenschaften an sich bringen; so hat das Gebot neben dem gegen den Diebstahl sein gutes inhaltliches Recht; vielleicht ist es doch mosaisch. — Anton Jirku-Breslau: Zur Götterwelt Palästinas und Syriens (S. 83—86): die zweiten Bestandteile in *Beth-sean*, *Achi-jami* und *Ba'lu-badi* und der erste in *Schemira* sind vielleicht Götternamen; ein echter Jirku. — Rudolf Kittel-Leipzig: Die Religion der Achämeniden (S. 87—99), eine Skizze, die, wie wir hoffen, der Verfasser uns noch einmal ausführlicher und mit den

1) Journal of Egyptian Archaeology, April 1926.

1) Mit einer ganzen Seite Auflösung der verwendeten Abkürzungen, wobei übrigens der eine Herausgeber der Cambridger Septuaginta fälschlich Norman statt Brooke genannt wird!

Belegen bietet. — C. Praschniker-Prag: Bronzenes Köpfchen im Landesmuseum zu Klagenfurt (S. 101—104), ein frühgriechisches Werk, später zum Laufgewicht einer Schnellwage zugerichtet, Fundort leider unbekannt. — E. Sachsse: *Ānī* als Ehrenbezeichnung in inschriftlicher Beleuchtung (S. 105—110): in der 2. Zeile der ZKR-Inschrift ist אש ענה אנה wie hebräisch אִישׁ עָנִי אָנִי zu verstehen; dann stammt Sach. 9, 9 aus dem Stil der Königsinschriften des 8.—9. (sic!) Jahrhunderts und Num. 12, 3 ist keine nachexilische Glosse. — Hans Schmidt-Gießen: Hos. 6, 1—6 (S. 111—126), eine feinsinnige Interpretation dieses als Einheit begriffenen Gedichtes. — Erich Seeberg-Berlin: Zum Problem der pneumatischen Exegese (S. 127—137). — W. Staerk-Jena: Noch einmal das Problem des Deuteronomiums (S. 139—150): 12, 5 ist „aus allen Stämmen" Zusatz, folglich setzt das eigentliche Korpus des Deuteronomiums eine Mehrheit legitimer Opferstätten voraus und tritt nicht für die Zentralisation in Jerusalem ein. — Carl Steuernagel-Breslau: Zum Verständnis von Ps. 51 (S. 151—156): Der Psalm war ursprünglich ein individuelles Bußgebet, ist aber durch Einfügung von V. 6. 16 und 20 (V. 21 ist noch später) kurz vor Nehemias Mauerbau für einen Bußtag der Gemeinde zugerichtet worden.

Den Wert dieser Beiträge wird man als ungleich ansehen dürfen.

Rudolph, Prof. Dr. Wilhelm: **Hebräisches Wörterbuch zu Jeremia.** Gießen: A. Töpelmann 1927. (VI, 46 S.) gr. 8°. = Einzelwörterbücher zum Alten Testament, hrsg. von F. Baumgärtel; 3. Heft. RM 2 —. Bespr. von Curt Kuhl in Suhl.

In der Reihe der Einzelwörterbücher zum AT[1] folgt jetzt als Heft 3 das Wörterbuch zu Jeremia, das in Anlage und Einrichtung seinen Vorgängern entspricht. Im Vorwort entwickelt Rudolph die Gesichtspunkte, die für ihn bei der Abfassung des Wörterbuches maßgebend gewesen sind. Es war Rücksicht zu nehmen einmal auf die hebräischen Kenntnisse der jüngeren Semester und dann darauf, daß die Lektüre des Buches Jer. im wesentlichen auf das Privatstudium beschränkt bleibt. Die daraus dem Herrn Verf. sich ergebenden Grundsätze sind voll anzuerkennen; ebenso, daß er die Gefahr einer „Eselsbrücke" geschickt vermieden hat. Durch reichliche Stichproben hat Ref. sich von der Zuverlässigkeit und Brauchbarkeit des Wörterbuches überzeugt. An Kleinigkeiten notiere ich: כול Jer. 33, 8 ist nicht berücksichtigt; für die Verwechselung der Formen von nota acc. את und der Präposition wäre ein Hinweis auf Del. 33b angebracht; zur Vermeidung falscher Bilder wäre bei מן־אז Jer. 44,18 eine Bemerkung über die sonst übliche Form מאז erwünscht gewesen.

1) Vgl. OLZ 1926 Sp. 185 ff.; 1927 Sp. 368 f.

Kahle, Paul: **Masoreten des Westens.** Mit Beiträgen von Dr. Israel Rabin und 30 Lichtdrucktafeln. Stuttgart: W. Kohlhammer 1927. (XII, 89 + 66 + 27 S.) 8°. = Texte und Untersuchungen zur vormasoretischen Grammatik des Hebräischen, hrsg. von Paul Kahle, I = Beiträge zur Wissenschaft vom Alten Testament, hrsg. von Rudolf Kittel, Neue Folge, Heft 8. RM 16 —. Bespr. v. C. Steuernagel, Breslau.

Das vorliegende Heft bildet das erste in einer Reihe, die, wie schon ihr Titel besagt, der Erforschung des vormasoretischen Hebräisch gewidmet sein soll. Unter masoretischem Hebräisch versteht Kahle diejenige Form des Hebräischen, die von den Masoreten, speziell den Tiberiensern, festgestellt und etwa seit dem 13. Jahrhdt. allgemein rezipiert ist, die aber mindestens teilweise nicht auf alter Überlieferung beruht, sondern auf grammatischen Theorien der Masoreten, also auf Konstruktion. Vormasoretisch ist alles Hebräisch, das durch ältere Quellen bezeugt, von den Masoreten aber unterdrückt worden ist. Es ist bisher nur erst wenig beachtet, weil seine sprachgeschichtliche Bedeutung im allgemeinen noch nicht erkannt war. Es ist ein hohes Verdienst Kahles, daß er die hier vorliegenden Aufgaben und Möglichkeiten erkannt, massenhaftes Material, das der Lösung zu dienen geeignet ist, an das Licht gezogen hat und unermüdlich weiter aufspürt, daß er mit genialem Blick die großen Richtlinien gezeigt hat, nach denen das Material zu ordnen ist, und daß er nun auch begonnen hat, die Arbeit, die über die Kräfte eines Einzelnen hinausgeht, zu organisieren und Mitarbeiter heranzubilden. Wir verdanken Kahle schon manchen schönen Beitrag auf dem Gebiet der Erforschung der Masora. Nun hat er auf Studienreisen nach England (Oxford, Cambridge, London) und nach Petersburg eine Menge neues Material gefunden, das er nach und nach publizieren und bearbeiten bzw. durch seine Schüler bearbeiten lassen will. Das vorliegende Heft beginnt mit dieser Publikation, leitet sie aber durch einige Aufsätze ein, die zum Teil das, was in verschiedenen Einzelaufsätzen schon ausgeführt war, zusammenfassen, zum Teil aber auch ergänzen und eine vollständige Skizze der Geschichte der westlichen Masora liefern. Ich gebe im folgenden eine Übersicht über den wesentlichen Inhalt der einzelnen Aufsätze.

1. Der masoretische Textus receptus des Alten Testaments und der Text der Ben Ascher (S. 1—23). Die auf Mosche b. Ascher und auf seinen Sohn Aharon zurückgeführten Handschriften, die jetzt in Kairo bzw. Aleppo verwahrt werden, sind in neuerer Zeit vielfach für unecht erklärt worden, insbesondere weil ihre Methēg-Setzung nicht harmoniert mit den Regeln der herrschenden Masora, als deren Vertreter man die Ben Ascher betrachtet. K. zeigt nun zunächst, daß sie durch äußere Zeugnisse, durch ihr Kolophon, Weihungsvermerk und sonstige Nachrichten, so gut wie nur möglich beglaubigt sind — den Text des Kolophon der Aleppoer Handschrift bietet K. mit wichtigen kritischen Bemerkungen —, sodann stellt er fest, daß beide Codices in der Methēg-Setzung wesentlich übereinstimmen mit allen alten Handschriften bis zum 12. Jahrhdt., d. h., daß die jetzt herrschenden Regeln der Methēg-Setzung erst seit dem 13. Jahrhdt. gelten, daß mithin Zeugen des Textus receptus nur die jüngeren Handschriften sind, die älteren aber und somit auch die der Ben Ascher als Vorstufen des Textus receptus zu werten sind.

2. Die Anfänge der Punktation im Westen (S. 23—36.) Das uns geläufige tiberiensische System ist nicht das Produkt allmählicher Entwicklung, sondern als fertig ausgebildetes System an die Stelle eines anderen, des sogenannten palästinischen, getreten, dessen Entwicklung wir von den einfachsten Anfängen an fast lückenlos verfolgen können, da K. außer den bisher bekannten Handschriftfragmenten mit palästinischer Punktation in Cambridge und Petersburg noch weitere 37 Pergamentblätter mit liturgischen Texten aufgefunden hat, ferner mehrere Blätter mit abgekürzten oder voll ausgeschriebenen Bibeltexten und Fragmente in Rollenform mit Bibeltext, palästinischem Pentateuchtargum, Mischna und masoretischen Notizen. Proben der letzteren werden in diesem Zusammenhang mitgeteilt, von den liturgischen Texten veröffentlicht K. einige in Abschnitt 5 des vorliegenden Buches, andere läßt er zurzeit in seinem Seminar bearbeiten. Daß das hier angewandte Punktationssystem mit Recht als palästinisch bezeichnet werde (נקוד ארץ ישראל), hatte K. früher bezweifelt; jetzt rechtfertigt er es mit dem Hinweis darauf, daß die damit bezeichnete Aussprache des Hebräischen der tiberischen viel näher steht als der babylonischen und daß es formell enge Beziehungen zum samaritanischen System aufweist. K. vermutet, daß die ältesten Formen des palästinischen Systems die Priorität gegenüber dem samaritanischen beanspruchen können, und daß auch das babylonische System sich vom palästinischen abgezweigt hat. Wir hätten demnach in den einfachsten Formen des palästinischen Systems die Wurzel aller hebräischen Punktationssysteme überhaupt zu sehen (vgl. weiter unten Nr. 3). Des weiteren behandelt K. Spuren des Überganges vom palästinischen zum tiberiensischen System (Nebeneinander der Zeichen beider Systeme in der gleichen Handschrift). Schließlich weist er darauf hin, daß die Ausbildung des komplizierten babylonischen Systems und der Ersatz des palästinischen durch das tiberiensische System ihren äußeren Anlaß in dem erhöhten Interesse am Studium des Bibeltextes infolge des Auftretens der Karäer hatten.

3. Die Masoreten von Tiberias und ihr Werk (S. 36—56). Wir kennen eine Reihe der in Tiberias wirkenden Masoreten, insbesondere die Glieder der Familie des Ben Ascher von ca. 780—930. Das Resultat ihrer Bemühungen waren die Codices des Mosche und Aharon, den Ausgangspunkt lernen wir in den Resten der Handschriften mit palästinischer Punktation kennen. K. skizziert hier die Entwicklung der Punktation in kurzen Zügen, wie er das ausführlicher bereits in § 6—9 der hebräischen Grammatik von Bauer-Leander getan hat. Wichtiger ist ihm hier etwas anderes, nämlich daß die Masoreten in ihrer Punktation eine Aussprache des hebräischen Konsonantentextes fixieren, die in einigen Beziehungen von der bisher überlieferten abweicht, daß also die Masoreten teilweise ein neues Hebräisch konstruieren. Die durch die palästinische Punktation fixierte Aussprache nämlich, die die bisher übliche gewesen sein muß, schließt sich mit der durch die alten Transkriptionen bezeugten[1] zusammen gegen die Masoreten, was K. an einigen Beispielen zeigt. Den naheliegenden Einwand, daß die Masoreten an eine neben jenen älteren Zeugen hergehende Überlieferung anknüpfen könnten, sucht K. zu entkräften durch den Hinweis auf ein bab. Ber. 15^{b} zu entnehmendes Zeugnis für die hochoffizielle Aussprache der בגדכפת als Spiranten auch am Anfang eines Wortes[2]. An diesem Punkte scheint mir die Begründung K.'s doch noch nicht auszureichen. Ehe ich jedoch meine Bedenken geltend mache, sei zunächst noch mitgeteilt, daß K. auch eine Erklärung für die Arbeit der Masoreten zu geben versucht. Wenn eine größere Zahl von Gelehrten sich gegen Ausgang des 8. Jahrhdts. plötzlich mit erhöhtem Interesse der genauen

1) Vgl. Wutz, Die Transkriptionen von der Septuaginta bis zu Hieronymus 1925 = Heft 2 der Sammlung.

2) Vgl. dazu K.s Ausführungen in ZAW 1921 S. 230ff. und Beiheft 41 zur ZAW [1925] S. 167ff.

Feststellung der Aussprache des heiligen Textes zuwendet und dabei besonders auch grammatisches Studium verrät, so sind da Anregungen der Karäer, der Koran-Vorleser und der arabischen Grammatiker maßgebend gewesen; vor allem aber weist K. auf Einflüsse der syrischen Masoreten hin und stellt dabei, gestützt auf eine Notiz bei Cassiodor, die These auf, daß diese syrischen Einflüsse auf jüdische Gelehrte in Nisibis lokalisiert werden könnten. In der Tat erklärt sich gerade die Differenzierung der Aussprache der בגדכפת am besten aus der Einwirkung des Syrischen (ohne daß ich damit die durch Nachrichten doch nur schwach gestützte Nisibis-These für erwiesen erklären möchte). Aber hier handelt es sich doch nur um ein Stück in der Abweichung der Masoreten von den älteren Zeugen. Daneben stehen andere, wie die Behandlung der Vokale vor Laryngalen, namentlich bei Fortfall der Schärfung, und die Einführung der Suffixformen *kā* und *hā* nach Vokalen (statt *k* und *h* in der palästinischen Punktation) und *-ʿḫā* statt *-āḫ*. In den bisherigen Ausführungen K.s finde ich noch keine Erklärung dafür, daß die Masoreten hier von der Tradition abgewichen sein und Neues eingeführt haben sollten, denn hier versagt auch die Erklärung aus syrischen Einflüssen. Ehe K. hier nicht einleuchtende Erklärungen vorzulegen vermag, scheint mir die Annahme, daß die Masoreten im allgemeinen einer in gewissen Kreisen herrschenden alten Überlieferung folgen, wenn sie auch in einzelnen Fällen Neuerungen einführen, durchaus nicht überwunden zu sein. Damit ist natürlich nichts gegen das Urteil K.'s gesagt, daß auch die älteren, nicht masoretischen Traditionen über die Aussprache des überlieferten Konsonantentextes für die grammatische Forschung die größte Beachtung verdienen.

4. Alte hebräische Bibelhandschriften aus der Russischen Öffentlichen Bibliothek zu Leningrad (S. 56—77). Nach einigen allgemeinen Bemerkungen über die von Firkowitsch zusammengebrachten Handschriftensammlungen und seine Fälschungen in den Kolophonen bietet K. eine kurze Beschreibung von 14 ausgewählten, sicher datierbaren Handschriften aus der Zeit von 930—1122 unter Beifügung je eines Faksimile (Taf. 17—30). Zur Begründung seiner Datierungen führt er insbesondere die Notizen der Schreiber oder Masoreten bzw. die über die Weihung der Handschrift in Übersetzung, z. T. auch im Urtext an, wobei sich Gelegenheit gibt, einige Fälschungen Firkowitschs zu besprechen[1]. Eine systematische Darlegung über die Abweichungen dieser älteren Handschriften vom Textus receptus gibt K. noch nicht. Die vorgelegten Proben haben vorläufig nur erst die Bedeutung, für die Ordnung der älteren Handschriften eine Reihe fester Punkte zu schaffen, nach denen andere Handschriften eingeordnet werden können.

5. Liturgische Texte mit palästinischer Punktation (S. 77—89). In „Vorbemerkungen" berichtet K. von seinen Bemühungen, mit Hilfe einiger jüdischer Gelehrter, darunter besonders Dr. Rabin, Dr. Weinberg, Dr. Epstein und Gerstein, in das Verständnis des ihm durch Cowley bekannt gewordenen, 8 Blätter umfassenden Oxforder Fragments mit palästinischer Punktation, das durch einen K. in Cambridge geglückten Fund noch um 2 Blätter erweitert wurde, einzudringen. Es handelt sich um ein großes Bruchstück einer Handschrift mit „Kerobas zum 9. Ab über die 24 Priesterordnungen". K. bietet uns den Text dieses Bruchstückes in genauem Abdruck, doch mit Sichtbarmachung der außerordentlich komplizierten sachlichen und formellen Gliederung durch Absatz der Zeilen und durch am Rande beigefügte Gliederungsnummern (S. א—כג, das Oxforder Fragment auch in Faksimile-Wiedergabe auf Taf. 1—16), und eine entsprechend angelegte Übersetzung mit erklärenden Anmerkungen (S. 1*—59*) nebst einer Einleitung, die den formellen Aufbau erläutert und in aller Kürze über die vorkommenden Namen der Priesterwohnsitze, die Bibelzitate und ihre eigentümlichen Lesarten (nur Konsonanten) orientiert. Als weitere Proben von Handschriften mit palästinischer Punktation bietet K. „Kerobas aus dem Machzor des Jannai", die zuvor schon von Levias veröffentlicht waren, und zwar im Text (S. כד—כז, nach Levias, doch mit einigen verbesserten Lesungen) und in der Übersetzung (S. 59*—66*, mit sachlichen Erklärungen in Anmerkungen). Weitere Texte, die K. selbst besonders in Petersburg gefunden hat, sollen noch folgen; dann erst hält K. die Zeit für gekommen, die in diesen alten Handschriften bezeugte Aussprache des Hebräischen systematisch zu untersuchen und so diese Quellen für die historische hebräische Grammatik auszunützen.

Diese Übersicht über den Inhalt des Heftes wird zum Beweis dafür genügen, daß K.'s Arbeit weit davon entfernt ist, Spezialforschungen zu bieten, die nur einen kleinen Kreis von Gelehrten interessieren können, daß sie vielmehr von

1) Im Kolophon der Handschrift Firk. II Nr. 225 findet sich ein Satz, dessen Lesung K. nicht gelang: אני טחס שט תצגט שט שלאקם לאשאס; liest man die punktierten Worte nach dem Schema des Atbaš, so ergibt sich: אני נסח בן אהרן בן בכתוי כתבתי.

größter Bedeutung für alle Semitisten ist, daß sie für ein weites Gebiet der Wissenschaftsgeschichte die erste, grundlegende Orientierung schafft, daß sie daher eindringendstes Studium verdient. Mit dem lebhaften Dank für das Gebotene verbindet sich der Wunsch, daß es dem Verfasser vergönnt sein möge, auf dem eingeschlagenen Wege noch zahlreiche weitere und noch schönere Erfolge zu erleben!

Gulkowitsch, Dr. Lazar: **Der Hasidismus religionswissenschaftlich untersucht.** Leipzig: Eduard Pfeiffer 1927. (81 S.) gr. 8°. = Veröffentlichungen des Forschungs-Instituts für vergleichende Religionsgeschichte an der Univ. Leipzig, hrsg. von Prof. D. Hans Haas, II. Reihe, Heft 6. RM 3.50. — Bespr. von W. Staerk, Jena.

Neben P. Levertoffs Buch über die religiöse Denkweise der Chassidim (1918) stellt sich G.s Darstellung als wertvolle Einführung in das religionsgeschichtliche Problem der jüdischen Mystik, deren verschiedene Erscheinungsformen unter dem Namen Chassidismus zusammengefaßt werden. Der 1. Teil stellt diese religiöse Bewegung in den größeren Zusammenhang der jüdischen Religionsgeschichte ein und schildert dann die Hauptträger des Chassidismus, den Baal Schem Tob, den großen Maggid und Schneur Zalman (den ursprünglichen Chassidismus, den Zaddikismus und den Chabadismus). Ein 2. Teil führt die innere Entwicklung der Bewegung vor und bespricht dann die Hauptlehren des Chassidismus. Beeinflussung des Chassidismus durch christliche Mystik lehnt G. ab, ob mit Recht, muß zunächst dahingestellt bleiben.

König, Eduard: **Der doppelte Wellhausenianismus im Lichte meiner Quellenforschungen.** Ein Rückblick auf meine Mitarbeit im Gebiete der Sprach- und Religionswissenschaft. Gütersloh: C. Bertelsmann 1927. (52 S.) gr. 8°. RM 2 —. Bespr. v. Max Löhr, Königsberg.

Ich kannte nur den Obertitel. Durch diesen irregeleitet, übernahm ich die Besprechung des Heftes. Es ist eine Autobiographie mit der unvermeidlichen bengalischen Beleuchtung, aber von wohltuender Kürze. Beigegeben ist ein Bild des Verfassers.

Jeremias, Prof. D. Dr. A.: **Jüdische Frömmigkeit.** Leipzig: J. C. Hinrichs 1927. (62 S.) 8°. = Religionswissenschaftliche Darstellungen für die Gegenwart. Heft 2. RM 2 —. Angezeigt von Joh. Hempel, Greifswald.

Der Titel sollte besser lauten „Ostjüdische Frömmigkeit", denn es ist ganz überwiegend die Welt des Judentums in den russischen Randgebieten, in die der Leser eingeführt wird. Orthodoxe und chassidische Frömmigkeit sind gezeichnet, so gut es bei knappem Raum auf Grund der vor Gulkowitsch ja nicht sehr ergiebigen Literatur und eines mehrwöchigen Aufenthaltes in den fraglichen Gebieten gehen will. Das einführende historische Kapitel enthält manche seltsame Behauptung; „wissen" wir wirklich „auf Grund neuerer Forschung, daß David, die ‚Stiftshütte' auf dem Ölberg belassend, mit seiner Burg ein Zentralheiligtum als Offenbarungsstätte Jahves in Jerusalem errichtet hat"?

---

1. **Zambaur,** E. de: **Manuel de Généalogie et de Chronologie pour l'Histoire de l'Islam.** Avec 20 Tableaux généalogiques hors texte et 5 Cartes. Hannover: Orientbuchhandl. Heinz Lafaire 1927. 4°.
2. **Lane-Poole,** Stanley: **The Mohammadan Dynasties.** Chronological and Genealogical Tables with Historical Introductions. Paris: Paul Geuthner 1925. (XXVIII, 361 S.) 8°. 25 sh.

Bespr. von K. Süßheim, München.

1. Stanley Lane-Poole's The Mohammadan Dynasties (Erstdruck Westminster 1894) ist für den Historiker des Islams zu einem unentbehrlichen Hilfsmittel geworden. Diese gedrängte Darstellung der wichtigsten muhammedanischen Dynastien ergänzt E. v. Zambaur durch ein groß angelegtes Werk ähnlicher Art. Die Tat Zambaurs kann nicht hoch genug gerühmt werden. Freilich hat wohl ein jeder zu dem Werke Zambaurs vielfache Wünsche zu äußern, Ergänzungen beizusteuern.

Lane-Poole war Historiker in nicht minder ausgezeichnetem Grade als Numismatiker und ist bei Feststellung der muhammedanischen Stammbäume vielfach auf die orientalischen Quellen in deren Ursprache selbst zurückgegangen. Zambaur, der viel numismatisch arbeitete, hat in seinem Werke orientalische Münzen in verdienstvoller Weise herangezogen und das in der Regel in seinen Regierungslisten angemerkt. Teilweise sind auch die inschriftlich bezeugten Persönlichkeiten als solche in Zambaurs Regierungslisten besonders hervorgehoben. Aber für die politische Geschichte des Islams steht die historische Literatur der Muhammedaner im Vordergrunde, und sie ist bei Zambaur nicht immer zu ihrem Rechte gekommen. Zambaur hat sich in der Hauptsache auf europäische Übersetzungen orientalischer Autoren und auf zusammenfassende Bearbeitungen später oder moderner Historiker gestützt. Die vielfachen Spezialuntersuchungen des unschätzbaren, unermüdlichen Wüstenfeld gehören zu den Hauptquellen Zambaurs, auch Weils fünfbändige Geschichte der Chalifen, desgleichen die vorzüglichen Werke französischer und englischer Gelehrter. Zambaur behauptet, vom Jahre 302 H. an, dem Ende der Darstellung Ṭabarī's, Ibn al-Aṯīr zur Grundlage seines Werkes gemacht zu haben. Man fragt sich, warum sich Zambaur nicht auch für die Zeit bis 302 H. wesentlich an Ibn al-Aṯīr gehalten hat. Ibn al-Aṯīr hat doch im allgemeinen Ṭabarī verkürzt und dabei so ziemlich alle für das genealogisch-chronologische Werk Zambaurs wichtigen Daten festgehalten. Hat Zambaur

etwa für die Zeit bis 302 H. Ṭabarī sorgfältig benutzt? Man wird daran zweifeln müssen. Auch die beiden gedruckten Werke des Balāḏorī sind von Zambaur nahezu vollständig, die Werke des Principe di Caetani, sogar dessen Chronographia Islamica bis 132 H. (Paris 1913—1918), — um einige der allgemeinsten, besten und bekanntesten Autoren zu nennen — restlos ignoriert worden.

Zambaur hat die Statthalter und tatsächlichen Machthaber der großen politischen Zentren (Mekka, Medīna, Kairo, Damaskus, Aleppo, Mosul, Bagdad, Baṣra, Ar-Rajj, Fārs, Kūfa, Nīšāpūr) in Tabellenform zusammengestellt. Im folgenden soll an dem Beispiele Aleppos die manchmal sehr empfindliche Unzuverlässigkeit der Arbeitsmethode Zambaurs gezeigt werden.

Ḳinnasrīn und Aleppo sind von den Arabern unter 'Ubaida b. al-Ǧarrāḥ's Oberbefehl erobert worden, und zwar die beiden Städte nach Balāḏorī (*Futūḥ* ed. De Goeje, S. 139) und Caetani (Annali III, S. 688 ff.; Chronographia I, S. 191) im Jahre 16 H.; nach Ṭabarī I, S. 2383/4 indes, der hier Aleppo's nicht gedenkt, fiel Ḳinnasrīn im Jahre 15 H. in islamische Hände. In dem Bezirk Ḳinnasrīn war fortan durch 3 Jahrhunderte die Stadt Ḳinnasrīn der tatsächliche oder nominelle Vorort, Aleppo eine an Bedeutung stetig steigende Landstadt. Ḳinnasrīn bildete anfangs, von 16 bis 18 H., einen eigenen Bezirk. Für die Jahre 17 und 18 H. wird Ḫālid b. al-Walīd mehrfach als Ǧuwernör von Ḳinnasrīn genannt. Für diese Dinge sind außer Caetanis ergebnisreicher Darstellung noch die in den letzten 15 Jahren erschienenen einschlägigen Teile der *Ṭabaḳāt* des Ibn Sa'd wie auch die große Geschichte des Ibn 'Asākir über Damaskus, wovon die ersten 5 Bände 1329—1332 H. in Damaskus gedruckt worden sind, für einzelne Punkte von erheblicher Bedeutung. Ḫālid's Biographie erstreckt sich bei Ibn 'Asākir Bd. V über die Seiten 92—113. Caetani hat, was Ḳinnasrīn betrifft, wohl nicht genügend hervorgehoben, daß dieser Bezirk von 16 bis 18 H. unter Ḫālid ein gewisses Maß von Selbständigkeit besaß, wenn auch wohl nicht sicher ist, daß Ḳinnasrīn vom 16 bis 18 H. ein eigenes *ǧund* (im späteren Sinne) bildete. Caetani scheint auch entgangen zu sein, daß mit 'Ubaida b. al-Ǧarrāḥ's Tode im Jahre 18 H. die Verwaltung der Provinz Ḥimṣ-Ḳinnasrīn vom übrigen Syrien wieder vollständig abgetrennt worden ist. Ǧuwernör von Ḥimṣ, zu welchem Ḳinnasrīn gehörte, war nach Abū 'Ubaida zunächst 'Iǰāḍ b. Ġanm, und zwar seit kurz vor Mitte Ša'bān 18 H. (= 21. Aug. 639) (Balāḏorī: *Futūḥ*, S. 172). Dieses Datum ist nämlich für die bisher nicht gelungene nähere zeitliche Bestimmung des wenig vorher erfolgten Todes 'Ubaida b. al-Ǧarrāḥ's von Wichtigkeit[1]. Von Muḥarram 20 bis Ǧumāda I 20 war Sa'īd b. 'Āmir b. Ḥiḏjam al-Ǧumaḥī Statthalter von Ḥimṣ (Caetani IV, S. 218; Ibn Hišām: *Sīrat sajjidnā Muḥammad* ed. Wüstenfeld, S. 641 f.; al-Wāḳidī: *Ḳitāb al-maġāzī* ed. A. v. Kremer, S. 350; Ibn Sa'd IV, 2. Teil, S. 13 f. u. VII, 2. Teil, S. 122; Ibn al-'Adīm ed. Freytag, in seinen Selecta ex Historia Halebi, Paris 1819, S. ٦; Balāḏorī a. a. O. S. 176), schließlich seit 20 H. 'Umair b. Sa'd (Ibn Sa'd IV, 2. Teil, S. 88 u. VII, 2. Teil, S. 125; Ibn al-'Adīm a. a. O.; Balāḏorī a. a. O.). Dieser 'Umair b. Sa'd wird von Ṭabarī I, S. 2646 für 21 H. als offizielles Haupt von Ḳinnasrīn erwähnt, was vielleicht nur dahin gedeutet werden darf, daß 'Umair im Jahre 21 durch die Verhältnisse von Ḳinnasrīn besonders in Anspruch genommen war oder damals in Ḳinnasrīn residierte. Mit dem freiwilligen Rücktritt des 'Umair wurden Ḥimṣ und Ḳinnasrīn im Jahre 26 H. durch den Chalifen 'Oṯmān dem Mu'āwija, dem Statthalter des gesamten übrigen Syrien, unterstellt (Balāḏorī: *Futūḥ*, S. 183/4; Ṭabarī I, S. 2867; Ibn al-'Adīm bei Freytag, S. ٦; Ibn Sa'd a. a. O. S. 126; Caetani VII, S. 166; Caetani: Chronographia I, S. 294). Für die Jahre 18 bis 26 H., aber auch später, wird bei manchen Autoren gelegentlich der Nennung der Ǧuwernöre Ḥimṣ an erster und das dazugehörige Ḳinnasrīn an zweiter Stelle genannt. Ḥimṣ war wohl Sitz der Zivilverwaltung, während Ḳinnasrīn, der byzantinischen Kampffront näher, meist von größerer militärischer Wichtigkeit war. — Für das Jahr 35 H. kennen wir als Mu'āwija's Statthalter von Ḳinnasrīn Ḥabīb b. Maslama al-Fihrī (Ṭabarī I, S. 3057/8; Ibn al-'Adīm S. ٦)[1]. Unter Mu'āwija war Ḳinnasrīn im allgemeinen dem Statthalter von Ḥimṣ untergeordnet (Balāḏorī: *Futūḥ*, S. 132). Unter Mu'āwija's Sohne Jazīd I. wurde Ḳinnasrīn von Ḥimṣ abgesondert und als eigene Provinz organisiert (Balāḏorī a. a. O.; danach H. Lammens: Le Califat de Yazīd Ier, in Mél. de la Faculté Orient., Univ. Saint-Joseph, VI, Beyrouth 1913, S. 437—446). Wir erfahren aber aus Balāḏorī und Ṭabarī nicht, wer durch Jazīd zum Statthalter von Ḳinnasrīn bestellt worden ist. Lammens (a. a. O. S. 445/6) vermutet, das damals der erste Statthalter von Ḳinnasrīn Sa'īd b. Baḥdal, der mütterliche Onkel Jazīd's I., geworden sei. Unmittelbar nach Mu'āwija's II. Tod (684) erscheint Zufar b. al-Ḥārit al-Kilābī (der Stammbaum dieses bedeutenden Mannes ausführlich bei Ibn 'Asākir V, S. 386) als Machthaber in Ḳinnasrīn. Er war ein Anhänger Ibn Zubair's und Gegner Marwān's I. (Ṭabarī II, S. 468, 474—480; Ibn Sa'd: V, S. 27; Mas'ūdī: *Tanbīh* ed. De Goeje, S. 307, Z. 19). Gegen Ǧumāda I 75 H. war das Haupt von Ḳinnasrīn und Umgegend Dīnār b. Dīnār, der *maulā* des 'Abd al-Malik (Balāḏorī: *Futūḥ* S. 188). Später haben wir über Ḳinnasrīn Kunde aus der Regierungszeit Hišām's (105—125 H.). Damals war während eines sehr langen Zeitraums bis zum Tode des genannten Herrschers al-Walīd b. al-Ka'ḳa' al-'Absī Statthalter in Ḳinnasrīn (Ṭabarī II, S. 1783; Ibn al-'Adīm a. a. O. S. ٩). Unter Hišām's Nachfolger, Walīd II., wurde im Jahre 125 H. Jazīd

1) Als Ergänzung zu Caetani möge noch mitgeteilt werden, daß nach Ibn Sa'd (VII, 2. Teil, S. 112) Abū 'Ubaida's Grab zu 'Amwās war. Die sehr späten Lokalisierungen von Abū 'Ubaida's Grabe in oder bei dem Dorfe 'Amta in dem jetzigen Königreich Transjordanien (Jāḳūt ed. Wüstenfeld III, S. 722; aš-Šihāb b. Faḍl-allāh al-'Umarī: *Masālik al-abṣār* I, Kairo 1924, S. 217; R. Hartmann in MNDPV 1912, S. 58—60; G. Schumacher — C. Steuernagel Der 'Adschlūn, Leipzig 1925, S. 170) bedürften zu ihrer Beglaubigung einer alten epigraphischen oder literarischen Grundlage.

1) Bei Ibn al-'Adīm (S. ٧ — ١٠) und, ihm zum Teil folgend, in der jüngst von Muḥammad Rāġib verfaßten großen Geschichte Aleppos (gedruckt in 6 Bden, Aleppo 1923—1925), Bd. I, S. 106—132 finden wir auch für die ganze folgende Omajjadenzeit mehr oder minder lückenlose Statthalterlisten von Ḳinnasrīn. Soweit Muḥammad Rāġib, durch das Bestreben nach unbedingter Lückenlosigkeit verleitet, über Ibn al-'Adīm hinausgeht, ist er einer in diesen Dingen sehr trüben Quelle, dem osmanischen *sālnāme* für die Provinz Aleppo, gefolgt.

b. 'Umar b. Hubaira Statthalter in Ḳinnasrīn (Ṭabarī II, S. 1834; Ibn al-'Adīm a. a. O. S. ٩ f.; Wellhausen: Das arabische Reich und sein Sturz, S. 221). Jazīd III., Walīd's II. Nachfolger, ernannte 126 H. seinen Bruder Masrūr zum Guwernör von Ḳinnasrīn (Ṭabarī II, S. 1834), danach seinen anderen Bruder Bišr (Ṭabarī II, S. 1836/7; etwas anders bei Ibn al-'Adīm S. ١٠). 127 H. werden Masrūr, damals Statthalter von Aleppo, und Bišr von Marwān II. besiegt und beide durch Marwān II. in Aleppo hingerichtet (Ibn al-'Adīm S. ١٠). Anfang 128 setzte sich der omajjadische Prinz Sulaimān, einer der Gegner Marwān's II., für kurze Zeit in den Besitz von Ḳinnasrīn (Wellhausen a. a. O. S. 238).

Zambaur führt für die Omajjadenzeit keine Statthalter von Ḳinnasrīn auf, obwohl damals unter diesen sehr bedeutende Persönlichkeiten gewesen sind. Zambaur beginnt seine Liste der Machthaber von Ḳinnasrīn im Jahre 132 H. mit „Maǧza Abū'l-Ward Kaucar". Tatsächlich hieß dieser General Marwan's II. مُجزأة (gesprochen: Muǧza'at oder Maǧza'at) oder erweicht مُجزء (gesprochen: Muǧzāt oder Maǧzāt; unrichtige Aussprache Miǧzāh bei Caetani: Chronographia I, S. 1704) Abū'l-Ward b. al-Kauṭar b. Ẓufar, der Enkel des obengenannten Ẓufar b. al-Ḥāriṯ al-Kilābī. Abū'l-Ward ist in einer Empörung zugunsten der Omajjaden gegen die eben auf den Thron gelangte Dynastie der Abbasiden gefallen, nach Ṭabarī III, S. 51—56 und nach Ibn al-Aṯīr V, S. 332/3 am letzten (d. i. nach Wüstenfelds Tafeln dem 30.) Dū'l-ḥiǧǧa 133 H. (= 29. Juli 751), nach Ibn al-'Adīm S. ١٢ am 29. Dū'l-ḥiǧǧa 132 H. (= 8. Aug. 750)[1]. Für die Jahre 133, 134, 135 H. nennt Ṭabarī (III, S. 75, 81, 84) als Statthalter von Ḳinnasrīn den abbasidischen Prinzen 'Abdallāh. 'Abdallāh, damals der größte General unter den Familienangehörigen der jungen Dynastie, wird von Zambaur unter den Guwernören von Ḳinnasrīn vergessen. Ende 136 oder zu Anfang 137 H. empört sich 'Abdallāh und wird seiner Würden entsetzt. Für 141 H. nennt Ṭabarī (III, S. 138) den abbasidischen Prinzen Ṣāliḥ b. 'Alī als Guwernör von Ḳinnasrīn. Zambaur kennt ihn in dieser Stellung auf Grund einer nicht eben seltenen Kupfermünze erst für das Jahr 146 H.[2] Ibn al-'Adīm S. ١٥ dehnt Ṣāliḥ's Statthalterschaft von 137 bis 152 H. aus[3]. Nach Ṣāliḥ kommt bei Ṭabarī (III, S. 283) im Jahre 145 H. der abbasidische Prinz Faḍl b. Ṣāliḥ, der Zambaur in dieser Stellung unbekannt geblieben ist, und der zufolge Ibn al-'Adīm S. ١٦ nach seines Vaters Tode 152 H. Guwernör von Ḳinnasrīn geworden ist. Zambaur basiert hier seine Darstellung der Machthaber von Ḳinnasrīn zu sehr auf Münzen, die in jener frühmuhammedanischen Zeit zu Ḳinnasrīn nur in höchst seltenen Ausnahmefällen geprägt worden sind.

Besser, wenn auch noch sehr mangelhaft, ist Zambaurs Darstellung der Machthaber von Ḳinnasrīn und Aleppo für die darauffolgenden Jahrhunderte. Kein Wunder! Hat doch Zambaur weder die zahlreichen europäischen Teilausgaben von Ibn al-'Adīm's grosser Geschichte Aleppos gekannt, noch den Artikel Sobernheims über Aleppo in der Enzyklopädie des Islam, Bd. II, Lieferung 15, vom Jahre 1915. Man vergleiche jetzt auch E. Honigmann's Artikel über Ḳinnasrīn in der E. d. I., Lief. 33, vom Jahre 1927.

Auf Grund der gedruckten Literatur lassen sich natürlich auch die von Zambaur hergestellten Stammbäume nach mehrfacher Hinsicht ergänzen. Wir beschränken uns hier wieder auf Aleppo, wo nach der abbasidischen Revolution von 132 H. die Nachkommen des abbasidischen Prinzen Ṣāliḥ b. 'Alī b. 'Abdallāh b. al-'Abbās durch 1½ Jahrhunderte die angesehenste Familie der Provinz waren. Wir legen unseren Ergänzungen zu Zambaur Freytags Teilausgabe von Ibn al-'Adīm's Geschichte Aleppo's zugrunde, die hier zum Teil auf einem Werke *Kitāb nasab banī Ṣāliḥ* (Freytag S. ٢٢) fußt. 'Abd al-Malik b. Ṣāliḥ, der alle zeitgenössischen Mitglieder des abbasidischen Chalifenhauses durch die Macht seiner Beredsamkeit in den Schatten stellte und 196 H. starb, hatte unter anderen 2 Söhne: 'Alī und Ibrāhīm (Ibn Ḫallikān: *Wafajāt*, Druck *al-maṭba'a al-Maimanijja*, Miṣr 1310 H., Bd. I, S. 106). 'Alī, Sohn des genannten Ṣāliḥ b. 'Alī, hatte einen Sohn 'Īsā, welchem der Chalife al-Ma'mūn in Vertretung des Chalifensohnes al-'Abbās (Zambaur S. 32), des nominellen Statthalters von Ḳinnasrīn, das Amt eines Guwernör-Stellvertreters in Ḳinnasrīn übertrug (Freytag S. ٢١). Im Jahre 218 H. betraute dann al-Ma'mūn, kurz vor seinem eigenen Tode, den 'Ubaidallāh b. 'Abd al-'Azīz b. al-Faḍl b. Ṣāliḥ mit der Verwaltung von Ḳinnasrīn (Freytag S. ٢٢), wie das im Jahre 223 H. auch Ma'mūn's Bruder und Nachfolger al-Mu'taṣim tat (Freytag S. ٢٣), desgleichen dessen Nachfolger, der Chalife al-Wāṯiḳ im Jahre 230 (Freytag S. ٢٣). Nach ihm betraute al-Wāṯiḳ den Muḥammad b. Ṣāliḥ b. 'Abdallāh b. Ṣāliḥ mit der Guwernörstellung von Ḳinnasrīn und Aleppo (Freytag S. ٢٣). Im Jahre 232 H. wird 'Alī b. Ismā'īl b. Ṣāliḥ Guwernör von Aleppo, und für ihn fungiert in seiner Abwesenheit sein Sohn

1) Caetani (Chronographia I, S. 1704) hat über diese Ereignisse so viele Materialien gesammelt, daß ihm die Lösung des chronologischen Widerspruches wohl gelingen wird.

2) Nach al-Ja'ḳūbī ed. Houtsma 1883, S. 461 ist Ṣāliḥ auf der Rückreise von Bagdad nach Aleppo zu 'Ānāt (über dieses Jāḳūt ed. Wüstenfeld III, S. 594 f.) verstorben.

3) Ibn al-'Adīm dürfte im Rechte sein. Denn Theophanes gedenkt in seiner Χρονογραφία mehrfach des Prinzen Σαλίχ, Σαλί (im Gegensatz zu dieser richtigen Lesung der meisten Handschriften hat de Boor, der Herausgeber der Χφονογραφία, in den Text die seltenere, hier auch falsche Lesart Σαλίμ aufgenommen); von diesem Σαλί heißt es bei Theophanes ed. de Boor I, S. 430, unter dem Jahre 757 n. Chr. (= 140/1 H.), daß er den auf Betreiben der Araber abgesetzten Theodoros, Patriarchen von Antiochia, nach Moab verbannt habe. 2 Jahre später, berichtet Theophanes ebenda, habe der Chalife durch Σαλί 16 Magier, die sich im Gebiete von Aleppo und Ḳinnasrīn aufhielten, aus dem Wege räumen lassen. Dieser Σαλί ist wohl die nämliche Persönlichkeit, welche bei Theophanes an anderen Stellen als Σέλιχος (I, S. 432, Z. 6) und als Σάλεχ (I, S. 445, Z. 1) erscheint. Σέλιχος habe im Jahre 762 n. Chr. (= 145 n. Chr.) die gegen die Abbasiden aufgestandenen Ḳais (Καισῶται) durch List niedergeworfen. Σάλεχ ist nach Theophanes im Jahre 6262 der Weltschöpfung gestorben, einem Jahre, in welchem Theophanes Ereignisse mitteilt, welche, soweit ergründbar, sich zwischen 9. Juni 769 u. 1. Febr. 773 abgespielt haben. Das Jahr 152 H., in welchem nach Ibn al-'Adīm Ṣāliḥ, der Prinzguwernör von Ḳinnasrīn, gestorben ist, umfaßt nach Wüstenfelds Tafeln die Zeit vom 14. Jan. 769 bis 3. Jan. 770. Es besteht demnach zwischen Theophanes und Ibn al-'Adīm in der Frage der Statthalterschaft Ṣāliḥ's kein Widerspruch. Beide Historiker ergänzen einander vielmehr in sehr erwünschter Weise.

Muḥammad (Freytag S. ro). Später tritt 'Ubaidallāh's Sohn, 'Īsā, in derselben Stellung auf mit anscheinend bedeutend erweiterten Vollmachten (Freytag S. ro). Im Jahre 252 H. treffen wir als Guwernör von Aleppo für kurze Zeit al-Ḥusain b. Muḥammad b. Ṣāliḥ b. 'Abdallāh b. Ṣāliḥ (Freytag S. rı), dann den schon mehrmals an die Spitze des Bezirks gestellten 'Ubaidallāh (Freytag S. rı f.) und kurz darauf von 253 bis 254 H. 'Ubaidallāh's Sohn Ṣāliḥ (Freytag S. rv). Mit diesem Ṣāliḥ endet im Jahre 254 H. die politische Vorherrschaft der Nachkommen des Ṣāliḥ b. 'Alī in Ḳinnasrīn und Aleppo. Muḥammad aus Aleppo, ein Sohn des letzten Ṣāliḥ, tritt dann 264 H. in Aleppo als Dichter hervor (Freytag S. r٩). 'Abd ar-Raḥmān, ein Sohn des obengenannten 'Ubaidallāh, stirbt 320 H. als viel gepriesener Traditionarier (Muḥammad Rāġib in seiner Geschichte Aleppos, Bd. IV, S. 19; vgl. ebenda S. 17, 18). Ein Ṣāliḥ b. Ǧa'far b. 'Abd al-Wahhāb b. Aḥmad b. Muḥammad b. 'Alī b. Ṣāliḥ war Richter und starb gegen Ende des 4. Jahrh. H. (Muḥammad Rāġib a. a. O. S. 62). Alle diese Abbasiden fehlen in Zambaurs Stammbaum der Dynastie.

Sehr übel hat bei Zambaur die so bedeutende Historiographie Ägyptens abgeschnitten: sie ist nahezu vollständig ignoriert worden. — Für die Geschichte Kleinasiens von 463 H. bis 900 H. hatte Zambaur einen vorzüglichen Führer an Exz. Ḫalīl Edhem Bey, dem Direktor der türkischen Museen, welcher im Jahre 1926 zu Konstantinopel eine gediegene Darstellung der „Erben der Selǧuḳen im westlichen Kleinasien" in türkischer Sprache veröffentlicht und dabei 16 Dynastien näher beschrieben und in Stammbaumform dargestellt hat. Zambaur hat sich von Ḫalīl Edhem's Auffassung manchmal entfernt, des öfteren zum Nachteil der Sache.

Philologische Verbesserungen ließen sich an Zambaurs Werk in sehr großer Zahl anbringen. Hier nur eine kleine Auslese. Auf Seite VII der Einleitung, desgleichen mehrfach auf S. 8, 16 wird die bekannte arabische Ministerfamilie Ibn Ǧahīr trotz des Kitāb al-ansāb des Sam'ānī ed. Margoliouth, fol. 146 a, Zeile 2 und in bewußtem Gegensatz zu Ibn Ḫallikān fälschlich Ibn Ǧuhair geschrieben. Auf S. 8, 16 stoßen wir auf eine in alter Zeit in Europa nicht selten gewesene Falschschreibung Qawwâmaddîn statt Qiwâmaddîn. — Unter den Šerifen Mekkas hat nach Zambaur S. 21 'Īsā sein Amt 556 H. angetreten, im Stammbaume A hingegen fungiert er von 557 bis 570 H. — Unter den Guwernören von Kufa wird S. 42 der bekannte 'Ammār b. Jāsir: b. Jasīr genannt; S. 42, 43 und an anderen Stellen heißt al-Muġīra mit unrichtiger Aussprache Muġaïra. Ḫālid b. 'Abdallāh al-Ḳasrī wird S. 47 auch mit der falschen Nisba al-Ḳušairī belegt. — Druckfehler, falsche Vokalisierung, Auslassung der Längenbezeichnung (wie etwa S. 8 Basâsirî statt Basâsîrî) sind sehr häufig.

2. Gleichzeitig mit Zambaur ist in England ein unveränderter photomechanischer Neudruck von Stanley Lane-Poole's The Mohammadan Dynasties erschienen. Angesichts der mancherlei Mängel des Zambaurschen Werkes wird auch dieser Neudruck noch gute Dienste leisten.

Eine türkische, sehr erweiterte Neubearbeitung von Lane Poole's Werke ist jüngst in Konstantinopel aus der Feder von Exz. Ḫalīl Edhem Bey erschienen. Die OLZ wird in einer ihrer nächsten Nummern diese türkische Bearbeitung besprechen.

Kennedy, Pringle: **Arabian Society at the Time of Muhammad.** Parts I u. II. Calcutta and Simla: Thacker, Spink & Co. 1926. (VII, 253 S.) 8°. Lw. Rs. 7/8. Angezeigt von Joseph Schacht, Freiburg i. Br.

Der Titel dieses Buches ist irreführend. Part I (S. 1—182) umfaßt folgende Kapitel: I. Introduction, II. Abu Bakr, III. Omar, IV. Othman, V. Ali, VI. The Ommayads, VII. The Abbasides; Part II (S. 183—225) enthält nur das eine Kapitel VIII. Battle of Marathon; S. 227—253 werden von dem Index eingenommen.

Am Ende des ersten Teiles (S. 182) sagt der Verfasser: As far as I am concerned this essay is done. I have briefly with the aid of Sir William Muir and Weil sketched the outlines of the political and external history of the two centuries from the Prophet's death. Was das achte Kapitel, das den zweiten Teil bildet, anlangt, so hat es seine Überschrift von einer beiläufigen Erwähnung der Schlacht von Marathon inmitten weltgeschichtlicher Gemeinplätze, die an seinem Anfang stehen. In der Hauptsache besteht es aus Betrachtungen über die Araber, namentlich die Beduinen, zu Muhammeds Zeit zur Erklärung für the sudden burst of glory which came from Medina and Mecca (S. 225). Auch hier schöpft Kennedy aus Quellen zweiter Hand und ist mit den neueren Fragestellungen im weitesten Sinne gänzlich unbekannt. Ich teile nicht die im Vorwort ausgesprochene Ansicht des Schwiegersohnes des verstorbenen Verfassers, der das Buch herausgegeben hat, that a work of considerable merit and erudition would have been lost had it never been published. Dem Fachmann hat das Buch nichts Neues zu sagen, und der Laie muß wegen seiner zahlreichen Fehler vor ihm gewarnt werden.

Sanhoury, A.: **Le Califat.** Son Evolution vers une Société des Nations Orientales. Préface de Edouard Lambert. Paris: Paul Geuthner 1926. (XVI, 627 S.) gr. 8° = Travaux du Séminaire Oriental d'Etudes Juridiques et Sociales, publiés sous la direction de Edouard Lambert. Tome 4. 75 Fr. Bespr. von Joseph Schacht, Freiburg i. Br.

Alle Islamforscher und besonders die Interessenten für das Recht und die Soziologie der islamischen Völker müssen das Wiederaufleben der Lambert'schen Sammlung, die sich 1913 mit dem bekannten Buche von Mahmoud Fathy über La doctrine musulmane de l'abus des droits gut eingeführt hatte, freudig begrüßen.

Der hier zu besprechende starke Band, den der Verlag sehr ansprechend hat ausstatten lassen, bildet die zweite thèse de doctorat des Verfassers und wird durch ein warmes empfehlendes Vorwort von Edouard Lambert, das auch die Qualitäten der ersten Arbeit San-

hourys über englische Jurisprudenz rühmt, eingeleitet.

In seinem eigenen Vorwort sagt der Autor (S. XI): „La question du Califat est alors (nach der Aufhebung des osmanischen Kalifats durch die neue Türkei) devenue d'une actualité brûlante. Dans cette étude, je l'ai envisagée au double point de vue doctrinal et historique. Je ne prétends même pas m'être débarassé de tout préjugé et de toute sentimentalité... Mais j'ai tâché dans ce travail, dans la mesure de mes moyens, de faire oeuvre de science." Es ist ohne weiteres anzuerkennen, daß es dem Verfasser meist gelungen ist à faire taire la passion devant la vérité. Aber sein Ziel ist kein im strengsten Sinne wissenschaftliches. Er will aus den islamischen Lehren über den Kalifatsbegriff und den Lehren der Geschichte über das wirkliche Kalifat die Grundlinien für die Theorie einer Institution ablesen, die an die Stelle des abgeschafften osmanischen Kalifats und überhaupt der geschichtlichen Verkörperungen des Kalifatsgedankens treten soll, nämlich eines orientalischen Völkerbundes unter dem Vorsitz eines „Kalifen", wie es der Untertitel des Buches schon deutlich sagt. Der doktrinäre Teil (S. 1—245) und die Behandlung des Kalifats in Geschichte (S. 247—329) und Gegenwart (S. 331—533) sind durchaus auf den letzten Abschnitt abgestimmt, der zunächst die verschiedenen auf die Zukunft des Kalifats bezüglichen Ansichten und Wünsche der Muslims schildert (S. 535—567) und dann das eigene Zukunftsprogramm des Verfassers bringt (S. 569—607). Daß alles, was hinter dem doktrinären Teil kommt, als historischer Teil zusammengefaßt wird, läßt den inneren Aufbau des Ganzen nicht deutlich hervortreten.

So werden im ersten Teil L'Institution du Califat dans la Doctrine die šī'itischen Lehren über den Imām ganz ignoriert (trotz der Anm. 47 auf S. 74 und 75) und die ḫāriǧitischen in der Introduction (S. 32 ff.) nur eben angedeutet; und auch bei den Sunniten beschränkt sich der Verfasser nicht auf eine wissenschaftlich genaue Reproduktion der Lehren des Fiqh, sei es in ihrer historischen Entwicklung, sei es in ihrer letzten maßgebenden Ausgestaltung, sondern trägt kein Bedenken sie zu modifizieren, wo er sie mit seinen europäisierten Anschauungen für unvereinbar hält, so bei der Behandlung des Ǧihād (S. 145 ff.). Dabei möchte ich feststellen, daß der Verfasser selbst diese Beschränkungen bzw. Abweichungen überall deutlich hervorhebt. Ein nicht unbedeutender Teil der letzteren ist übrigens von dem Bestreben geleitet, das Califat régulier von dem Califat irrégulier möglichst deutlich zu trennen. Hier liegt eine eigentümliche Idee des Verfassers vor, die an Originalität hinter seinem eigentlichen Zukunftsplan nicht zurücksteht.

Bekanntlich berücksichtigen auch die islamischen Juristen die Tatsache, daß die historische Entwicklung auf vielen Gebieten des islamischen Rechts sich um die Fiqhtheorie wenig gekümmert hat, und setzen sich mit ihr durch die Theorie der *ḍarūra* auseinander. Nun ist es gerade die Institution des Kalifats, die, wie man ohne Übertreibung formulieren kann, die Trennung zwischen Theorie und Praxis im islamischen Recht erst herbeigeführt hat. So nehmen die Fuqahā' oft zu der von der Theorie abweichenden Praxis des Kalifats Stellung und erklären, daß man diese dulden und sogar anerkennen müsse, da jene in der schlimmen Gegenwart, d. h. bis zum Erscheinen des Mahdī, nicht durchzuführen sei. Gleichwohl haben die Fuqahā' an diesem Califat irrégulier als solchem kein wissenschaftliches Interesse, können es auch nicht haben. Sanhoury aber geht hier bedeutend weiter: er stellt das Califat irrégulier als ebenfalls legitim neben das Califat régulier und — das ist die Hauptsache — stellt die Grundzüge einer Theorie des Califat irrégulier fest, die ganz entsprechend der des Califat régulier aufgebaut ist. Darin liegt aber eine fundamentale Inkonsequenz: der einzige Grund, das Califat irrégulier vom Califat régulier zu unterscheiden, ist eben, daß jenes sich nach den wechselnden historischen Verhältnissen und nicht nach der Theorie des islamischen Gesetzes richtet; wenn man das Califat irrégulier, das Kalifat, wie es war und ist, auf ein System beziehen will, so kann es nur das des Califat régulier sein, des Kalifats, wie es sein sollte. Wenn man genauer hinsieht, paßt auch das Kalifat in der Geschichte keineswegs immer zu Sanhourys Theorie des Califat irrégulier (vergl. S. 213 und 216), was Sanhoury selbst (vergl. Anm. 1 auf S. 207 am Ende) anerkennt; so leicht wie er darf man sich aber darüber nicht hinwegsetzen. Die Fuqahā' waren doch wesentlich konsequenter, als sie dem Kalifat der Praxis die ideale Theorie des Kalifats gegenüberstellten und im übrigen durch das Prinzip der *ḍarūra* und einiges Entgegenkommen in Einzelheiten für ein leidliches Verhältnis zu den weltlichen Herrschern sorgten. Es beweist kein übergroßes Verständnis der Geschichte des islamischen Rechts in Theorie und Praxis, wenn Sanhoury den früheren Fuqahā' (Anm. 1 auf S. 207 oben) und den heutigen (Anm. 5 auf S. 578 unten) vorwirft, sie hätten den fundamentalen Unterschied zwischen Califat régulier und irrégulier nicht verstanden; vielleicht ist das aber auch ein Punkt, an dem etwas passion für seine eigene

Entdeckung ihm den Blick getrübt hat. Kurz: ich kann die neue Wendung, die der Verfasser dem Kalifatsbegriff gibt, nicht für sehr glücklich halten.

Der zweite Teil L'Institution du Califat dans la Pratique leidet, wie ich bereits angedeutet habe, etwas unter einer nicht ganz angemessenen Disposition. Es wäre besser gewesen, die Abschnitte über die Vergangenheit des Kalifats (er bietet die übliche orthodox-islamische Geschichtsauffassung) und den gegenwärtigen Zustand der islamischen Welt als historische Einleitung an den Anfang des Buches zu stellen, die Darstellung der verschiedenen Kalifatstheorien, sowohl des imposanten Gebäudes des Fiqh wie auch der verschiedenen Ansichten über das Kalifat, die neuerdings geäußert worden sind und z. T. auch schon Vorschläge für die Zukunft enthalten, folgen zu lassen und mit dem eigenen Zukunftsprogramm den Beschluß zu machen. Als wertvollsten Abschnitt des zweiten Teiles möchte ich Titre II.— Le Présent bezeichnen, der im ersten Kapitel eine Revue rapide des pays musulmans dans l'état actuel gibt und im zweiten die Facteurs politiques de renaissance qui travaillent les pays musulmans à l'heure actuelle schildert— trotz mancher Bedenken, die ich gegen Einzelheiten der Darstellung habe, wie das bei einem derartigen Thema ja auch nicht anders sein kann. Die Übersicht über die verschiedenen Auffassungen vom Kalifat und seiner Zukunft, die in den letzten Jahren sehr reichlich an das Tageslicht getreten sind, ist etwas wenig differenziert und nicht vollständig, wird aber auch in der vorliegenden Form gute Dienste leisten.

Die Vorschläge, die Sanhoury selbst zu machen hat, sind kurz folgende: da die Einrichtung eines Califat régulier gegenwärtig unmöglich ist, soll zunächst ein Califat irrégulier, das sich auf die religiösen Funktionen des Kalifen beschränkt, geschaffen werden; die Durchführung der religiösen Aufgaben des Kalifats hat ein zu schaffender religiöser Organismus, dem der Kalif präsidieren würde, sicherzustellen. Auch innerhalb des islamischen Gesetzes sind die religiösen von den weltlichen Materien zu scheiden; letztere sind entsprechend den modernen Anschauungen, aber möglichst schonend, umzuarbeiten, um später einmal in die Praxis der islamischen Völker eingeführt werden zu können, dann werden auch die islamischen Staaten zu einem Völkerbund mit dem Kalifen als Präsidenten an der Spitze zusammengeschlossen werden können, und das Califat irrégulier wird durch ein Califat régulier abgelöst werden, in dem der Kalif die politische Leitung der einzelnen islamischen Völker ihren verfassungsmäßigen Leitern delegiert; dadurch und durch die für das Kalifen„reich" gewählte Form eines Völkerbundes wird dem erwachten und immer stärker werdenden Nationalismus der Völker des Orients Rechnung getragen. Die Verwaltung der religiösen und der weltlichen Angelegenheiten soll aber stets durch zwei getrennte Organismen erfolgen, die nur in dem Kalifen ihre gemeinsame Spitze haben. Schließlich wird sogar der Eintritt dieses orientalischen Völkerbundes in den Genfer Völkerbund ins Auge gefaßt. Ein etwas eigentümliches Gesicht gewinnen diese Vorschläge dadurch, daß der Verfasser eigens hervorhebt, der geplante orientalische Völkerbund wäre geeignet, zur Abwehr der Gefahren, die den intérêts économiques et intellectuels français im Vorderen Orient von anderen Mächten drohen, dieselbe Rolle zu spielen wie die kleine Entente und Polen in Osteuropa (S. 594f.).

Über den Begriff Utopie mit dem Verfasser, für den Jahrhunderte keine Rolle spielen, zu rechten, wäre zwecklos. Ich muß aber wenigstens ganz kurz feststellen, daß auch hier eine verhängnisvolle Halbheit sich bemerkbar macht: weder werden die orthodoxen Muslims mit den willkürlichen Änderungen des islamischen Rechts und dem Schatten eines Kalifats, der übrigbleibt (sei es nun Sanhourys Califat régulier oder irrégulier), noch die modernistischen mit dem ängstlichen Beibehalten von Formen und Namen und Fragmenten, die ihren wahren Inhalt und ihre Verzahnung längst verloren haben, zufrieden sein. Und das von Sanhoury als Provisorium vorgeschlagene Califat irrégulier mit Beschränkung auf die religiösen Attribute ist im Islam von allen Gesichtspunkten aus ebensowenig oder genauer noch weniger berechtigt als das „Kalifat" Abdülmeǧids.

Trotz der Einwände, die ich gegen das Buch zu machen hatte, scheint es mir als interessantes Symptom einer besonderen „orthodoxen" Abart des islamischen Modernismus beachtenswert, und etwaige weitere Schriften des Verfassers zu den brennenden Gegenwartsfragen des Islam werden ebenso wie die vorliegende auf einen aufmerksamen Leserkreis rechnen dürfen. Nur wäre zu wünschen, daß Sanhoury dem Leser die Arbeit durch wenigstens etwas prägnantere Schreibweise ein wenig erleichterte.

Gsell, S., G. Marçais, G. Yver: Histoire d'Algérie. Paris: Boivin & Cie. 1927. (VI, 327 S.) 8° = Les vieilles Provinces de France. 15 Fr. Bespr. von E. Pröbster, Neustadt, Orla.

Die Geschichte Algeriens ist die Geschichte der römischen, mohammedanischen und französischen Eroberung und Beherrschung des

mittleren Teils der Berberei, der von den Römern *Numidia*, später *Mauritania Caesariensis*, von den Arabern *el-Maġrib al-ausaṭ* genannt wurde. Sie wird im vorliegenden Buch in ihren wesentlichen Grundzügen von S. Gsell, G. Marçais und G. Yver dargestellt.

Ausgehend von der Steinzeit und den Höhlenbewohnern schildert Gsell nach einem Überblick über die phönizischen und karthagischen Niederlassungen die Entwicklung der Römerherrschaft an der Südküste des westlichen Mittelmeers von der Zerstörung Karthagos (146 v. Chr.) bis zum Eindringen der Araber im 7. Jhdt. n. Chr. Er zeigt die allmähliche Ausdehnung des römischen Gebiets, das anfangs des 3. Jhdts. seine südlichste Grenze erreichte, die militärische Organisation Roms, das in der ganzen Berberei die eine Legion III Augustana mit Hilfstruppen, zusammen 13000 Mann stehen hatte, die römische Kolonialverwaltung (Veteranenkolonien, Wasserpolitik, wirtschaftliche Erschließung) und die assimilierenden Tendenzen der — römischen Eingeborenenpolitik, würden wir heute sagen. „Die glücklichste Zeit für Numidien und Mauritanien war die Zeit von 200 bis 250 n. Chr." Zu dem Verfall, der mit dem Verschwinden des ländlichen Kleinbesitzes begann, „trug das Christentum bei, das die historische Größe des römischen Afrika ausmacht". Die Kirche hatte in der Zeit der Verfolgungen ihren Anhängern den Heeresdienst und die Betätigung als Beamter verleidet, und als sie die Trägerin der römischen Herrschaft war, eine militärische Macht zu schaffen unterlassen. Bis zur Landung der Vandalen hatte Afrika von allen Teilen des Römerreichs am wenigsten gelitten. Die Geschichte dieser germanischen Eroberung und der byzantinischen Reaktion wird vielleicht etwas zu kurz abgetan. Gsell resumiert: „Während Algerien 1830 eine barbarische Gegend war, fanden die Römer dort blühende Städte und viel angebautes Land vor. Sie hatten einen schon kräftigen Körper zu entwickeln und nicht einen Leichnam wieder zu beleben. Sie stießen weder auf nationalen, noch auf religiösen Haß. Um ihre Herrschaft zu befestigen, ihre Sitten und Sprache zu verbreiten, brauchten sie das Land nicht mit Siedlungen zu bedecken. Eine Menge Afrikaner nahmen aufrichtig die ihnen gebrachte Zivilisation an. Viele andere zogen allerdings vor, den primitiven Gewohnheiten ihrer Vorfahren treu zu bleiben. Rom und sein Erbe Byzanz versuchten leider nicht, ihre Gesinnungen zu verändern. Das wäre eine Bürgschaft ihrer Sicherheit gewesen. Sie begingen außerdem den Fehler, in Afrika keine militärische Organisation zu schaffen, die berberische Räuberbanden für immer entmutigt und vandalischen und arabischen Eindringlingen den Weg versperrt hätte."

Marçais entwirrt mit Meisterhand die verworrenen Fäden der Geschichte der arabischen Eroberung. Er schildert die berberischen Widerstände gegen das arabische Vordringen, die Ausbreitung des Ḫāriǧismus, der sich in Tahert ein kommunistisches Wolkenkuckucksheim errichtete, und den Gegner der *ḫawāriǧ*, die *šīʿa* der Fatimiden, in deren Schatten die Dynastie der Senhāǧa Beni Zīri aufwächst. Er zeigt die Entwicklung der Qalʿa der Beni Ḥammād, die Folgen der Einwanderung der nomadisierenden Beni Hilāl, die Verwendung der Beni Hilāl als bevorrechtigte Machzenstämme durch die Dynastieen der Ziriden und Hammaditen und die Verlegung des Schwergewichts aus dem östlichen nach dem westlichen Maġrib. Die Almoraviden und Almohaden bringen nach Algerien die andalusische Zivilisation. Auf den Trümmern der Almohadenherrschaft erhebt sich zwischen dem Reich der Beni Ḥafṣ in Tunis und dem der Zenāta Beni Merīn in Marokko die Dynastie der Zenāta Beni ʿAbdelwād, die Tlemsen zu ihrer Hauptstadt machen. Marçais behandelt die Schwäche des Abdelwadidenreichs, die dessen Beherrscher zu einem Bündnis mit Granada und dem christlichen Könige von Kastilien gegen den Meriniden-Sultan veranlaßte, und hebt die Bedeutung Tlemsens als Zentrum für den Handel mit dem Sudan und als Hort der Wissenschaft und Kunst hervor.

Mit der türkischen Eroberung wird Alger das politisch-militärische Zentrum des *Maġrib el-ausaṭ*. Marçais gibt von den Kämpfen der Spanier mit den türkischen Korsaren, von der Organisation des türkischen Paschalik, von der türkischen Eingeborenenpolitik, die sich auf bevorrechtigte Machzenstämme und Scherifen stützt, von der Körperschaft der Korsarenkapitäne (der *ṭāʾifat er-ruʾasāʾ*), dem bewegten Leben der Korsaren und ihren Beziehungen zu Europa ein anschauliches Bild. Die Türken betrachten die Verwaltung Algeriens nur unter dem Gesichtspunkt der finanziellen Ausbeutung. Von dem Ergebnis der Korsarenfahrten hängt das Gleichgewicht des Budgets, die regelmäßige Bezahlung der Janitscharen, Ruhe oder Unruhe, Wohlleben oder Armut der Bevölkerung ab. Die Unterbindung der Korsarenfahrten ist eine schwere Einbuße für den Schatz der Deys, die auch durch erhöhten Steuerdruck auf die Eingeborenen und die Inanspruchnahme jüdischer Bankiers nicht ausgeglichen wird.

Yver, der die französische Periode dar-

stellt, behandelt zunächst die Eroberung des Landes, die 1857 mit der Eroberung Kabyliens beendet ist. Bei der Schilderung der Vorbereitungen der Expedition gegen Alger hätte vielleicht deutlicher zum Ausdruck gebracht werden können, daß sich die Regierung Karls X. unter dem Druck innerer Schwierigkeiten zum bewaffneten Vorgehen entschloß. Wenn Yver nach Esquer's Vorgang dem Schlage des Dey mit dem Fächer nicht mehr die früher beliebte Bedeutung beimißt, so hätte er wohl auch bei der Darstellung der Eroberung der Tuatoasen (S. 243) nach Gautiers Vorgang mit der alten Fabel vom Angriff auf die militärisch eskortierte wissenschaftliche Expedition des Geologen Flamand brechen dürfen. Nach der Eroberung werden die Kolonisation, die wirtschaftliche Umgestaltung, die europäische Besiedelung, die Eingeborenenpolitik und die von Frankreich geschaffenen kommunalen und politischen Körperschaften behandelt. Man vermißt eine Darstellung der Finanz- und Steuerpolitik, sowie der Organisation der Territoires du Sud. Bei der Behandlung der Eingeborenenpolitik hätte vielleicht darauf hingewiesen werden können, daß die Verwendung bevorzugter Machzenstämme der französischen Eingeborenenpolitik auch in Algerien nicht unbekannt ist.

Das Buch ist eine gute Einführung in die Geschichte Algeriens und ein zuverlässiger Wegweiser insbesondere für deren ältere Abschnitte.

Kühnel, Ernst: **Islamische Stoffe aus ägyptischen Gräbern** in der islamischen Kunstabteilung und in der Stoffsammlung des Schloßmuseums bearbeitet. Hrsg. im Auftrage des Generaldirektors der Staatlichen Museen. Berlin: Ernst Wasmuth 1927. (90 S. Text, 50 Taf.) 4°. = Bespr. von M. Meyerhof, Kairo. RM 60.—.

Diese schöne Veröffentlichung schließt sich würdig an die im gleichen Verlage 1926 erschienene Herausgabe der spätantiken und koptischen Stoffe an (Wulff und Volbach). Nur war hier fast überall Neuland zu bearbeiten, da über islamische Stoffe fast gar keine Literatur existiert. Kühnel hat sich dieser Aufgabe mit gewohnter Gründlichkeit und Kompetenz unterzogen und eine interessante neue Domäne der Kunstgeschichte zugänglich gemacht.

Die Stoffreste stammen fast sämtlich aus oberägyptischen Gräbern und sind zum größten Teile von dem verstorbenen Konsul Dr. C. Reinhardt gesammelt worden, der bis 1902 in Kairo gelebt hat.

Referent bemerkt, daß heutzutage noch immer solche Stoffreste in den Handel kommen, bei ständig steigenden Preisen. Zu den oberägyptischen Fundstätten gesellt sich neuerdings Fusṭāṭ (Alt-Kairo). Doch tun die eingeborenen Verkäufer ihr Möglichstes, um die Fundorte geheim zu halten, da ihre Ausgrabungen den Gesetzesbestimmungen des Landes zuwiderlaufen. Auch richten sie die Funde zuweilen so her, daß sie, wie Kühnel sagt, oft hellenistische mit islamischen Stücken unterlegen und dergl. mehr. K. hat zum Vergleich A. F. Kendricks Katalog der Sammlung des Victoria and Albert Museum (London 1924) und J. Erreras Katalog der Brüsseler Sammlung (1916) herangezogen, sowie die unpublizierten Bestände der Sammlungen von Düsseldorf, Köln, Krefeld, Leipzig, Amsterdam, London, Paris, Boston und New-York.

In der Einführung gibt Verf. als Fundorte islamischer Stoffe Aḫmīm (Panopolis), Manšīja (Ptolemaïs), Armant (Hermonthis), Dēr el-ʿAzam und Durunka bei Asjūṭ (Lykopolis) an. Oberägypten war im ganzen Mittelalter nicht nur ein Erzeugungsland für Wollwirkereien, Gold und Indigo, sondern auch ein wichtiges Durchgangsland für indische und andere asiatische Waren, die von den Häfen des Roten Meeres nach Qūṣ am Nil, und von dort auf dem Flusse nach Alexandrien, Damiette und Europa gebracht wurden. Die einheimische Textilindustrie blühte besonders im Nildelta. Feine Leinenstoffe wurden dort seit dem Altertum fabriziert. Seidenstoffe, ursprünglich vom alten, puritanischen Islam verfemt, kamen zuerst aus China, wurden dann aber auch in Syrien und Ägypten hergestellt. Indigo wurde in Ägypten selbst gebaut, Kermes kam aus Griechenland, Safran aus Persien. Vom Ende des 14. Jahrh. an verfiel diese Industrie, und ihre Produkte wurden gröber. Eine ausführliche Darstellung der islamischen Kleidungsstücke schließt die Einleitung ab.

Der erste Teil behandelt die Wirkereien. Sie sind die Erzeugnisse staatlicher, fürstlicher und privater Werkstätten (*ṭirāz*), welche ein halbes Jahrtausend, von der Umajjaden- bis zur Ajjubidenzeit, vorwiegend im Deltaland (Dabqū, Tinnīs, Damiette, Alexandrien u. a.) geblüht haben. Auch in Alt-Kairo (Fusṭāṭ-Miṣr) bestand eine staatliche Manufaktur. Von der Fatimidenzeit (ab 10. Jahrh.) an wächst der Bedarf an Seidenstoffen, Damasten, Brokaten, Prunkstoffen, um in der Mamlukenzeit (ab 13. Jahrh.) allmählich zurückzugehen. Verf. hat versucht, zum ersten Male eine historische Gruppierung der *ṭirāz*-Stoffe durchzuführen: In der Frühzeit sind noch starke Anklänge an die Ornamentik der koptischen Wollwirkereien festzustellen, wie ja nach Jāqūt in Tinnīs noch in der Blütezeit vorwiegend koptische Weber beschäftigt waren. So setzte die mohammedanische Zeit gleich mit technisch und stilistisch

hochwertigen Erzeugnissen ein, wandelte dieselben aber alsbald nach ihrem eignen Kunstgeschmack um. Die arabische Schrift tritt alsbald, gerade in den älteren Mustern, in die Ornamentik ein, und besonders in der Fatimidenzeit ist die Verflechtung von Epigraphik und Ornament eine besonders harmonische und glückliche geworden.

Es folgt dann die Besprechung der einzelnen Stücke, vor allem der auf den Tafeln dargestellten, nach technischen und historischen Gesichtspunkten. Zuerst die der Seidenwirkereien auf Leinen (tulunidisch-abbasidische, frühfatimidische Gruppe, Mustanṣir-Gruppe, spätfatimidische, ajjubidische Gruppe). Danach folgt das einzige Beispiel für Beibehaltung koptischer Wollwirkereitechnik auf Leinen in islamischer Zeit (farbige Tafel 22), und dann werden die Wirkereien auf Seide und Halbseide, Gold- und Silberwirkereien und Seidenwirkereien auf Wolle und Baumwolle besprochen. Eine genaue Datierung war bei diesen Stücken nicht immer möglich.

Der zweite Teil umfaßt die Stickereien, welche hier meines Wissens zum ersten Male wissenschaftlich bearbeitet worden sind. Sie sind typische Erzeugnisse der Volkskunst, im Hause, nicht in Werkstätten geschaffen und haben sicherlich die volkstümliche Stickkunst des griechischen Archipels und der nordischen Länder entscheidend beeinflußt. Verf. bespricht der Reihe nach Seidenstickereien auf Leinen (im Stiel- und Kettenstich, sog. Holbeinstich, Webstich, Durchbrucharbeit, Plattstich, Kreuz-Flecht- und Gobelinstich), Woll- und Leinenstickereien.

Im dritten Teile werden die Stoffe mit Webmustern behandelt, zumeist Seidengewebe oder feine Leinenstoffe für Turbantücher. Die Blütezeit ihrer Herstellung in Ägypten fällt in das 13. bis 15. Jahrh. (Mamlukenzeit). Chinesische Einflüsse sind nicht abzuleugnen, wie ja nachweislich in China Seidenstoffe für den Hof von Kairo etwa im 14. Jahrh. hergestellt worden sind. Auch sonst sind fremde Gewebe neuerer Zeit (italienische und türkische Brokate) in ägyptischen Gräbern gefunden worden. Es werden besprochen ägyptische Streifenstoffe, Mamlukendamaste, Brokate und andere Seidenstoffe.

Als vierter und letzter Teil folgen die bedruckten Stoffe, deren Herstellung gleichfalls auf koptische Überlieferungen zurückgeht. Sie sind seit der späteren Fatimidenzeit nachweisbar; auch Druckstöcke sind gefunden worden und im Besitze des Museums (Abb.). Ein Stoffrest mit aufgemaltem Stickmuster schließt die Aufzählung ab.

Die 40 photographischen und 10 farbigen Tafeln sind von vorzüglichster Ausführung. Die Farbentöne der oft verblaßten und verfleckten Stücke sind so vollkommen wiedergegeben, wie es heute überhaupt möglich ist.

Paret, Dr. Rudi: **Früharabische Liebesgeschichten.** Ein Beitrag zur vergleichenden Literaturgeschichte. Bern: Paul Haupt 1927. (80 S.) gr. 8°. = Sprache und Dichtung. Forschungen z. Sprach- u. Literaturwissenschaft. Heft 40. RM 2.40. Bespr. von Th. Menzel, Kiel.

Von der von Burdach, Singer u. a. betonten Idee ausgehend, daß einzelne Motive oder ganze Motivkomplexe der mittelalterlichen europäischen Dichtung auf arabische Vorbilder zurückgehen, sucht Paret für eine erfolgreiche künftige Verarbeitung dieser Motive durch die Vertreter der einschlägigen Disziplinen Material zu liefern und die Motive arabischer Liebesgeschichten in knapper präziser Form herauszuschälen.

Als Grundlage nimmt er hierzu ein 1090 geschriebenes Sammelwerk des Bagdaders Abū Muḥammad Ǧaʿfar al-Qāriʾ b. as-Sarrâǧ (1027—1106): *Maṣāriʿ al-ʿuššāq* (Kampfplätze der Liebenden), das etwa 600 Geschichten und Gedichte über Liebesereignisse enthält, nach dem Konstantinopler Druck 1301—1884. Er ordnet den Stoff nach einer Anzahl von (im Text nicht weiter kenntlich gemachten) Stichworten, die er in der Einleitung aufstellt, die aber nicht ganz streng durchgeführt erscheinen (Wirkungen unglücklicher Liebe, Kampf gegen die Leidenschaft, Konflikte im Liebesleben, Treue, Großmut u. a. m.). P. gibt eine Auswahl von etwa 200 Geschichten mit einer Anzahl von Parallelen, die in ihrer Trockenheit und Dürftigkeit fast den Eindruck eines nicht ganz systematisch geordneten Herbariums machen. Die ursprüngliche Knappheit der Wiedergabe weicht erst zum Schluß einer größeren Breite.

In den Literaturverweisen ist besonders auf Basset, Chauvin, 1001 Nacht, auf Übersetzungen O. Reschers Bezug genommen. Die ganze Themenstellung und ihre Ausführung erinnern zum Teil an Reschers Motiv-Sammlungen in seinen verschiedenen Übersetzungen.

Die Zusammenstellung ist sehr verdienstlich, erhält aber wirklichen Wert erst, wenn die gleichartigen arabischen Sammelwerke ähnlicher Stoffe gleichartig katalogisiert und zugänglich gemacht werden.

Bei den „Israelitischen Geschichten" möchte ich zu Nr. 180 bei der Ehe des Frommen mit der Dirne auf die Parallele der Ehe des Propheten Hosea als die vermutliche Grundlage hinweisen.

Aufgefallen ist mir die Vorliebe des Autors für den Grammatiker al-Aṣmaʿī, der fünfmal in völlig gleichlautender Weise, ganz episch, eingeführt und charakterisiert wird (Nr. 22; 26; 56; 123b; 171).

Rossi, Ettore: **Assedio e Conquista di Rodi nel 1522** secondo le Relazioni edite ed inedite dei Turchi. Con una notizia sulla Biblioteca Ḥāfiẓ di Rodi. Roma: G. Bardi 1927. (67 S.) gr. 8°. Bespr. von W. Björkman, Hamburg.

Eine Eroberung von Rhodos hatten die Türken schon früher versucht, so unter Meḥmed Fātiḥ, dem Eroberer Stambuls, im Jahre 1480; der erfolgreiche Feldzug, der zur Eroberung durch die Türken führte, war die zweite größere Unternehmung des jungen Sülejmān Qānūnī: am 24. Dezember 1522 zogen nach schweren Kämpfen die siegreichen Türken in Rhodos ein, und die Johanniter-Ritter unter dem Großmeister bekamen freien Abzug.

Die Geschichte dieses Feldzuges ist zwar bei den türkischen Historikern und in den abendländischen Darstellungen türkischer Geschichte mehr oder weniger kurz behandelt, aber eine wirklich quellenmäßige Darstellung auf Grund der besten türkischen Berichte fehlte bisher und wird jetzt von Rossi geliefert. Eine anonyme türkische Handschrift in Wien mit dem Titel *Tārīḫ-i feṯḥ-i Radus*, die schon Hammer benutzte und die auch bei Flügel und Babinger vorkommt, erkannte Rossi als einen Teil der in einer Wiener Prachthandschrift vorliegenden *Ṭabaqāt al-mamālik* von Muṣṭafā Ǧelālzāde, genannt Qoǧa Nišānǧi, gest. 975/1567. Dies ist seine Hauptquelle, und von ihr sind die meisten anderen Berichte abhängig. Ergänzungen bietet ein recht genaues Tagebuch (*rūznāme*) des Feldzuges, das Rossi gleichfalls in Wien in einem anonymen *Munša'āt*-Bande fand; dieser dürfte nach einer Vermutung Hammers einen Teil der vollständigeren 11-bändigen *Munša'āt-i Ferīdūn* gebildet haben, und in der Tat findet sich der Text des Tagebuchs über die Eroberung von Rhodos, wie auch Rossi nachträglich gemerkt hat[1], in der zweiten Druckausgabe von Ferīdūn's *Munša'āt* I 529—540.

Auf Grund dieser Quellen gibt Rossi nun einen Abriß der Ereignisse bei der Belagerung, der bei aller Kürze wohl nichts Wesentliches vermissen läßt. Von dem Bericht des Muṣṭafā Ǧelālzāde werden einige Auszüge in Wortlaut und Übersetzung gebracht. Anschließend wird von der Topographie der Festung gehandelt, und die türkischen Ortsbenennungen werden mit den älteren identifiziert, auch auf die spätere Lage der Insel während der Türkenherrschaft wird eingegangen. In einem Anhang folgen Angaben über die in den Eroberungsberichten vorkommenden Personen und zum Schluß eine kleine Spezialstudie über die Ḥāfiẓ-Bibliothek in Rhodos. Diese wurde im Jahre 1208/1793 von einem Ḥāfiẓ Aḥmed Aġa gestiftet, ist schon seit längerer Zeit in Europa bekannt und in Flügels Ḥaǧi Ḫalfa Band VII behandelt; sie umfaßt 865 Handschriften und Drucke, darunter 50 historische, von denen Rossi die wichtigeren kurz beschreibt.

1) Oriente Moderno 7, 1927, 587[1].

Porten, Walter von der: **Die Vierzeiler des ʿOmar Chajjâm übersetzt** nach der Bodleyschen Handschrift. Hamburg: L. Friederichsen & Co. 1927. (84 S.) gr. 8°. Lw. RM 12 —; Hldr. 18 —. Bespr. von W. Kord-Ruwisch, Berlin.

Das Buch enthält eine gereimte deutsche Wiedergabe der englischen Übersetzung der Vierzeiler der bekannten Oxforder Handschrift von Edward Heron Allen, London 1898. Nichts läßt erkennen, daß der Übersetzer unabhängig von Heron Allen den persischen Text benutzt hätte. Auch sind die Anmerkungen ausnahmslos den Anmerkungen des genannten englischen Werkes entnommen.

Als Anhang sind die von Fr. Rosen in der ZDMG Bd. 80, Heft 3, 1926, als vermutlich echt bezeichneten 23 Verse in metrischer Übersetzung hinzugefügt. Von diesen sind zwei, nämlich XI und XIX, der in dem genannten Artikel zitierten bekannten metrischen Übersetzung von Rosen[1] unter Angabe der Herkunft entnommen. Im übrigen scheint der in England lebende Autor die Rosensche Omar-Übersetzung nicht zu kennen, wie sich dies aus der Einleitung (S. 3—12) ergibt.

Das Buch ist von dem Verlage in luxuriöser und geschmackvoller Form herausgebracht. Einen wissenschaftlichen Wert besitzt es nicht, da es nichts enthält, was nicht aus dem angeführten Werke von Heron Allen bereits bekannt wäre. Ein literarischer Wert kann ihm nicht zugesprochen werden.

1) Die Sinnsprüche Omars des Zeltmachers, 5. Aufl.

Olearius, Adam: **Die erste deutsche Expedition nach Persien** (1635—1639). Nach der Originalausgabe bearbeitet von Dr. Hermann von Staden. Leipzig: F. A. Brockhaus 1927. (159 S.) 8°. = Alte Reisen und Abenteuer, 20. RM 2.80; geb. 3.50. Bespr. von W. Björkman, Hamburg.

Adam Olearius (Ölschläger) nahm als Rat und Sekretär an der Gesandtschaft teil, die der Herzog Friedrich III. von Holstein-Gottorp an den Schah Ṣafī von Persien (1629—42) schickte, um mit Persien Handelsbeziehungen anzuknüpfen. Der Zug hatte sehr reale Gründe wirtschaftlicher Art, nämlich die Notlage, in die die einst glänzende Hanse geraten war, da die Holländer und Engländer das Monopol für die indischen Waren an sich gebracht hatten. Es ist interessant, mit welchem Prunk die aus nicht weniger als 124 Mann bestehende Gesandtschaft ausgestattet wurde. Ihre Reise führte unter mancherlei Fährlichkeiten von Travemünde über Narwa, Moskau, die Wolga und das Kaspische Meer, Derbend, Erdebil, Kazwin nach der damaligen Residenz Isfahan. Sie wurde von Olearius beschrieben in seiner berühmten „Moscowitischen und Persianischen Reisebeschreibung", die fünf Auflagen erlebte, z. T. mit seiner Gulistan-Übersetzung „Persianisches Rosen-Thal" zusammengedruckt. Sie wieder bekannt zu machen, wie sie es verdient, das ist der Zweck der neuen Auswahl.

Der Herausgeber mußte erheblich kürzen und bringt in der Hauptsache nur die auf die eigentliche Reise von Rußland an bezüglichen Abschnitte, wäh-

rend eine Einleitung sie in ihren historischen Zusammenhang einordnet. Der getroffenen Auswahl wird man im allgemeinen zustimmen können, doch sind auch einige von den kultur- und religionsgeschichtlich interessanten Abschnitten mit ausgefallen, die man nur ungern missen wird. Dem populären Zweck entsprechend sind die im Urtext nicht seltenen persischen Wörter meist weggelassen, der ganze Text ist in moderne Orthographie umgesetzt, die altertümliche Ausdrucksweise dagegen ist meist gewahrt, von den Bildern ist nur ein kleiner Teil wiedergegeben.

Aus diesen Angaben geht hervor, daß ein eigentlicher wissenschaftlicher Wert der neuen Auswahl nicht zukommt. Immerhin kann sie aber einen Begriff vom Original vermitteln und als erste bequeme Einführung benutzt werden. Und wenn sie dann dazu anregt, weiter auch das Original selbst zu studieren, so ist wohl ihr Zweck erreicht.

Senart, Émile: **Les Castes dans l'Inde.** Les faits et le système. Nouv. éditon publiée sous les auspices du Musée Guimet. Paris: Paul Geuthner 1927. (VII, 244 S.) gr. 8°. 40 Fr. Bespr. von H. Losch, Bonn.

Bei der vorliegenden Neuausgabe handelt es sich um einen von Druckfehlern befreiten, unveränderten Abdruck der ersten Ausgabe von 1896, und es sei mir daher gestattet, für die Inhaltsangabe auf Jolly's Résumé in der ZDMG Band 50, S. 507ff. zu verweisen. Als Begründung für den unverändert gebliebenen Inhalt gibt Senart in dem vorangestellten kurzen „Avertissement" an: „Rien dans les publications récentes ne me paraît de nature à modifier les conclusions qu'appelait la documentation plus ancienne" (S. VI). Immerhin wäre es von Interesse gewesen, zu erfahren, welche Gründe Senart zur Außerachtlassung der von Oldenberg (ZDMG Bd. 51, S. 267 bis 290) in sachlicher und methodischer Hinsicht gegen mehrere Punkte der Senart'schen Abhandlung erhobenen Einwände bewogen haben, da Senart sich auch nicht anderweitig damit auseinandergesetzt hat. Desgleichen hätte man eine Widerlegung der eingehend begründeten Ausführungen C. Bouglé's, vor allem im ersten Teile seiner „Essais sur le régime des castes" (Paris 1908; unveränderter Neudruck Paris 1927) erwartet, da auch Bouglé, gestützt auf ethnologische und soziologische Gesichtspunkte, zu Ergebnissen gekommen ist, die im wesentlichen mit denjenigen Oldenbergs übereinstimmen. Es bleibt also eine Frage offen, deren Beantwortung man nach den angeführten Worten Senarts berechtigterweise hätte erwarten dürfen. Aber auch in der unveränderten Gestalt ist der Neudruck dankbar zu begrüßen, da nunmehr das seit längerer Zeit vergriffene Werk, das grundlegende und richtungweisende Bedeutung für die Erforschung des Kastensystems hat, wieder allgemein zugänglich gemacht ist. Der Verleger hat dem Werke eine vorbildliche Ausstattung zuteil werden lassen.

Hauschild, Richard: **Die Śvetāśvatara-Upaniṣad.** Eine kritische Ausgabe mit einer Übersetzung und einer Übersicht über ihre Lehren. Leipzig: Deutsche Morgenländische Gesellschaft, in Kommission bei F. A. Brockhaus 1927. (X, 98 S.) gr. 8° = Abhandlungen für die Kunde des Morgenlandes, XVII. Band Nr. 3. RM 7 —. Bespr. von W. Ruben, Bonn.

H. gibt nicht, wie er im Vorwort verspricht, eine Zusammenstellung des ganzen ihm zugänglichen Materials: seine Textkritik wäre zuverlässiger, hätte er den kritischen Apparat der ASS statt der Erstausgabe (bibl. ind.) benutzt; seine Übersetzung wäre indischer, hätte er die in ASS abgedruckten Kommentare ausgenutzt.

Z. B.: III, 12: eine Hs. des Kommentars des Pseudo-Śaṅkara (ASS k = bibl. ind.) liest prāptim; 4 Hss desselben Kommentars (ASS kh, g, gh, ṅ) und 7 Hss. der drei anderen Kommentare lesen śāntim, was H. ignoriert. (Übrigens wäre seine Deutung von prāpti weder nach dem Kommentar selber noch nach Vyāsa zu YS III, 45 richtig). In demselben Vers deuten alle Kommentare 'sattvasya pravartakaḥ' als „Antreiber des Denkvermögens", H. übersetzt „Urheber der Existenz", ohne solche Abweichungen von den Kommentaren jemals anzumerken oder zu rechtfertigen.

H.'s Konjekturen werden sich wohl ebensowenig halten wie die Böhtlingks. Auf Text und Übersetzung (S. 2—39) folgt eine Behandlung der Versmaße (S. 40—58), die Oldenbergs Aufstellungen bestätigt, daß die Śvet. Up. zwischen Kāṭh. Up. und Bhg. Gītā zu stellen sei. Die Besprechung einiger Spracheigentümlichkeiten (S. 59—62) bestätigt nur Jacobis Urteil (Gottesidee, S. 20, A.) daß der Verf. der Śvet. Up. nicht zu den śiṣṭas gehörte; hier hätte H. 'patayas' aus V, 3 anführen sollen, daß die Komm. für 'patīn' erklären: H. hält es für verderbt. Daß der unter dem Namen Śaṅkaras überlieferte Kommentar nicht von dem großen Kommentator der BS verfaßt sei, beweist H. (S. 64—71) mit den Argumenten Regnauds und Jacobs; seine eigenen Beweise sind weniger glücklich: z. B. vergleicht er die von Śaṅkara im Kommentar zu den BS zitierten Verse der Śvet. Up. mit ihrer Überlieferung im Kommentar des Pseudo-Śaṅkara und stellt in 9 Fällen Übereinstimmung, in 2 Fällen Abweichungen (tu statt ca, abhipannam statt adhigamyam) fest: das nennt H. „gelegentliche Übereinstimmungen" und „bemerkenswerte Abweichungen"! Das Ergebnis der Untersuchung der Chronologie (S. 71—79) ist, daß die Śvet.

Up. etwa in das 1. Jhdt. vor Chr. fällt; „diese Fixierung steht und fällt aber mit Garbes Festlegung der echten Gītā auf das 1. Jhdt. nach Chr." Im philosophischen Teil „erledigt" (S. 75) H. die Frage, ob in V, 2 mit ṛṣi Kapila der Verkünder des Sāṃkhya-Yoga gemeint sei, und zwar bejahend in oft wörtlicher Anlehnung an Garbe (S. 80—83).

Die Frage ist aber weder so noch einfach verneinend, wie Deussen es tat, zu erledigen. Verkünder des Sāṃkhya ist Kapila, der paramarṣi oder muni (SK 69f.), die Inkarnation Viṣṇus (Vāc. zu YS I, 25) als bester der siddhas (Bh. Gītā X, 26). Verkünder des Yoga aber ist Hiraṇyagarbha (Sarva-darśana-saṃgraha XV, 108: der hier angeblich aus Yājñavalkya zitierte Vers ist bei Losch nicht zu finden) oder Svayambhū (daher Svāyambhuva=Yoga: Vāc. ib., Nyāya-vārttika-tātpārya-ṭīkā 428, 20; vgl. Lankâvatāra-sūtra S. 192 ed. Tokyo). Der Verkünder des Sāṃkhya (paramaguru) ist also der erste erlöste Mensch (ādimukta), der des Yoga der unanfänglich erlöste Gott (anādimukta, īśvara; Vāc. zu YS I, 25), der auch der Lehrer der früheren Menschen war (YS I, 26). So wird in den klassischen Systemen der Gründer nach der Leugnung eines īśvara im Sāṃkhya und seiner Anerkennung im Yoga unterschieden. In der Śvet. Up. ist sowohl Kapila wie Hiraṇyagarbha und Brahman (masc., VI, 18) Sohn des höchsten Gottes (V, 2: Kapilam ... jāyamānaṃ ca paśyet; IV, 12: Hiraṇyagarbhaṃ paśyata jāyamānaṃ; an Stelle dieser Phrase steht in dem sonst gleichen Vers III, 4: janayām āsa pūrvaṃ.); Verkünder der Veden aber ist der höchste Gott: er gibt sie dem Brahman, er verleiht Kapila Wissen, durch seine Gnade kann der Ṛṣi Śvetâśvatara das brahman verkünden (VI, 21), wie später Patañjali die YS. Also in der Up., in der Sāṃkhya, Yoga, Śivaismus und Vedānta vermischt sind, ist auch der Mythos des Verkünders der Lehre ein Kompromiß.

In dem Kapitel: „Gott und das brahman" (S. 83—86) begnügt sich H. mit der Konstatierung der „Unklarheit": er hätte mit Nutzen Strauss (Indische Philosophie, 1915) benutzen können. Dem sicher vorhandenen Zusammenhang der Dreiheit der Śvet. Up.: Gott, Seele Materie mit der entsprechenden Dreiheit Rāmānujas (Ranade, A constructive survey of Upanishadic philosophy, 1926, S. 210) ist H. nicht nachgegangen. Im Kapitel: „Sāṃkhya-Yoga in der Śvet. Up., Vedānta" (S. 86—93) verwirft H. Śaṅkaras Interpretation von IV, 5.

Erstlich aber verdient Śaṅkara, der als der größte Inder gilt und einer der ganz großen Scholastiker aller Zeiten und Völker war, nicht, wie ein törichter und eigensinniger Fälscher angesehen zu werden. Daß H. Śaṅkara nicht im Original kennt, verrät wohl auch der Artikel das Vedānta (S. 84, 87). Zweitens ist weder durch Garbe noch durch H. Deussens Bemerkung widerlegt, daß die in IV, 5 genannten Farben in ihrer Reihenfolge den drei von Śaṅkara und allen Kommentaren zur Interpretation herangezogenen drei Elementen der Chānd. Up., nicht aber den drei guṇas des Sāṃkhya entsprechen. Vielleicht waren dafür metrische Gründe maßgebend; vielleicht sind aber auch die guṇas aus diesen Elementen hervorgegangen (Strauss a. a. O.). Drittens wird weder in diesem noch in irgend einer anderen Sāṃkhya-Stelle, die sicher älter wäre als SK 18, das Dogma von der Vielheit der Seelen gelehrt, ein Dogma, das mit der ursprünglichen Lehre des Sāṃkhya in Widerspruch steht, da es unmöglich ist, daß die eine Urmaterie, die aus sich nur ein antaḥkaraṇa, einen Körper mit seiner Außenwelt erschafft, von vielen Seelen gleichzeitig genossen wird. Indessen ist hier nicht der Raum, diese Frage mit der des Solipsismus in der indischen Philosophie überhaupt zu behandeln. In IV, 5 wird jedenfalls nur die Dreiheit: Gott (erlöste Seele), Seele, Materie genannt wie in IV, 6ff., I, 7ff.

H.'s Arbeit interessiert weder durch neue Behauptungen noch durch neue Methoden oder Gesichtspunkte, noch durch neue Ergebnisse.

Sukthankar, Vishnu S., Ph. D.: **The Mahābhārata**, for the first time critically edited. With the Co-operation of Vaijanath K. Rajavade, V. P. Vaidya, R. Zimmermann, N. G. Paranjpe, N. B. Utgikar and other scholars. Illustrated by Shrimant Balasaheb Pant Pratinidhi, B. A., chief of Aundh. Ādiparvan: Fasc. 1. Poona: Bhandarkar Oriental Research Institute 1927. (VIII, 60 S.) 4°. Bespr. von Jarl Charpentier, Upsala.

Nachdem die Pläne, in Europa eine kritische Ausgabe des Mahābhārata zustande zu bringen, durch den Weltkrieg endgültig gescheitert zu sein schienen, hat man sie 1918 innerhalb Indiens definitiv aufgenommen. Und zwar ist es das Bhandarkar Oriental Research Institute in Poona, wo man über sehr gute Kräfte verfügt, das sich dieser Riesenarbeit gewidmet hat. Zuerst ist 1923 das Virāṭaparvan von Mr. N. B. Utgikar als eine Probe des geplanten Werkes mit kritischem Apparatus, Kommentaren usw. in einem sehr umfangreichen Bande ausgegeben worden. Die Ausgabe war nicht beabsichtigt, eine endgültige zu sein, machte aber durch die Gewissenhaftigkeit und Gelehrsamkeit des Herausgebers einen sehr vorteilhaften Eindruck. Jetzt liegt von der Ausgabe, die wir uns als die endgültige zu denken

haben, das erste Heft vor, den Adhyāya 1 und die VV. 1—230 von Adhyāya 2 umfassend. Der Herausgeber ist Dr. Vishnu S. Sukthankar, dessen Name durch andere indologische Arbeiten schon gut bekannt ist.

Vorläufig kann natürlich ein Urteil über das Werk nicht ausgesprochen werden, da die ausführliche Einleitung, worin der kritische Apparatus und die Methoden des Herausgebers ausführlich besprochen werden sollen, noch aussteht und erst im letzten Faszikel des Adiparvan erscheinen wird. Nur soviel kann schon jetzt festgestellt werden, daß der Herausgeber offenbar mit der rühmenswertesten Akribie gearbeitet und sich alle Mühe gegeben hat, um einen wahrhaft kritischen Text herzustellen. Wenn es den indischen Gelehrten möglich werden wird — was wir immer ernstlich hoffen — in absehbarer Zeit einen kritischen Text des ganzen gewaltigen Epos hervorzubringen, so werden sie sich damit ein monumentum aere perennius errichtet haben und sich die Dankbarkeit vieler Generationen von Sanskritgelehrten zugesichert haben. Wir hoffen, allenfalls später zu diesem großen Werk zurückkommen zu dürfen und wollen augenblicklich nur den Herausgebern zum wohlgelungenen Start Glück wünschen.

Der Chief of Aundh, Shrimant Balasaheb Pant Pratinidhi, steuert auch hier wie beim Virāṭaparvan Bilder bei, die wie so vieles von moderner indischer Kunst offensichtig von Ajaṇṭā inspiriert worden sind. In dem diesem Heft beigegebenen Bilde sieht man die Brahmanen in einer idealisierten südlichen Landschaft um den rezitierenden Sūta Lomaharṣaṇa herum sitzend, um dem Hersagen des Mahābhārata zuzuhören.

---

1. **Wagner,** Reinhard: **Bengalische Erzähler.** Der Sieg der Seele. Aus dem Indischen ins Deutsche übertragen. Berlin: Weltgeist-Bücher Verlags-Gesellschaft 1926. (287 S.) gr. 8°. RM 5.50.

2. **Sattha,** P. J.: **Akbar-Bīrbal-no Vinodī Vārtā-saṅgrah.** Bombay. 1927. (352 S.) kl. 8°. R. l. 12. Angezeigt von J. C. Tavadia, Hamburg.

1. Dieses schön ausgestattete Buch bringt ausgewählte Erzählungen, zum ersten Male unmittelbar aus dem Bengalischen meisterhaft ins Deutsche übersetzt. Manche Geisteswerke Alt-Indiens haben ihren Platz in der deutschen Literatur erhalten. Aber das ist nicht der Fall mit denjenigen Neu-Indiens. In der Literatur, die während der englischen Regierung entstanden ist, steht diejenige Bengalens an der Spitze, von denen einige Werke für würdig gehalten wurden, in weiteren Kreisen bekannt zu werden. Deshalb wurden sie ins Englische übertragen, und von hieraus ins Deutsche. W. gebührt die Ehre, als erster unmittelbar aus dem Bengalischen übersetzt zu haben, das hier wie andere neu-indische Sprachen gar nicht offiziell studiert wird. — Die Auswahl der meisten Novellen des vorliegenden Werkes stammt von einem Inder, daher finden wir hier das, was der Inder selbst in seiner Literatur für schön hält. Eine Reihe der Erzählungen stammt aus der Feder Rabindranath Tagores, aber auch andere berühmte Dichter sind mit ein oder mehreren Stücken vertreten. Wie W. richtig sagt, ist die Stimmung des Ganzen oft auf einem Grundton erbaut. Manche sind lyrisch durchwogt. Häufig zeigen diese Erzählungen die Gebundenheit des Inders an Religion und Sitte, und es ergeben sich Verwicklungen und Lösungen aus anderen Gründen als in den abendländischen Novellen. Aus manchen Stücken wird der Leser Einblicke in das Leben und Denken des Bengalen gewinnen. Wenn die meisten Erzählungen ernsthafter Natur sind und Humor sich sehr selten zeigt, so liegt das daran, daß dem Hindu der Humor nicht besonders eigen ist und weil er m. E. glaubt, immer würdevoll erscheinen zu müssen. Phantasie und poetische Stimmung sind reichlich vertreten. Neben der eigentlichen Aufgabe des Buches, in indisches Denken und Fühlen einzuführen, sehen wir seine Aufgabe auch darin, zum Studium des Bengalischen (und auch anderer neu-indischer Sprachen) anzuregen.

2. Sattha hat in der Romanliteratur Gujarats, die, es sei hier bemerkt, hauptsächlich Übersetzungsliteratur ist, einen guten Ruf. Seine Werke haben zwei Vorzüge, die ihnen einen höheren Wert verleihen, nämlich erstens in Bezug auf den Stoff, zweitens in Bezug auf die Sprache. Seine Originale behandeln nicht Europäisches, d. h. englisches Leben, sondern indisches oder persisches, und sie erscheinen daher nicht fremd. Und seine Sprache zeigt weder die Pedanterie des typischen Hindu, noch die Regellosigkeit des typischen Parsen. Sicherlich ist Sattha nicht frei von einigen Parseismen, aber im allgemeinen „(he) carries the palm so far as purity and gracefulness of language are concerned", um mit dem Verfasser der Geschichte der Gujarati-Literatur zu reden. Deswegen ist das hier angezeigte Buch als leichte Gujarati-Lektüre sehr geeignet und ferner auch deswegen, weil es indisches Leben zeigt und nicht indische Gefühle schildert. Es enthält die nicht nur in Bihar, wie Vincent Smith, *Akbar* S. 237 sagt, sondern überall in Nordindien bekannten Anekdoten und Schwänke um Akbar und seinen Hofdichter und Humoristen Bīrbal. Es gibt zahlreiche Bearbeitungen, und zwar in mehreren Sprachen, woraus Sattha

seinen Stoff schöpft. Nach den sogenannten Bīrbalgeschichten gibt er ähnliche aus anderen Quellen. — Von seinen anderen Bearbeitungen möchte ich zwei erwähnen: *Cānd Bībī*, eine Übertragung von Col. P. Medows Taylor's Novelle „A Noble Queen", (dessen Roman „Tārā" von einem anderen Parsen, dem größten Humoristen J. B. Marzban übersetzt ist), und *Hājī Bābā*, den bekannten klassischen Roman von Morier.

Glück, Heinrich: **Die Indischen Miniaturen des Haemzae-Romans** im Österreichischen Museum für Kunst und Industrie in Wien und in anderen Sammlungen. Mit 10 farbigen und 40 schwarzen Lichtdrucktafeln und 48 Abbildungen. Zürich-Wien-Leipzig: Amalthea-Verlag 1925. (154 S. Text.) 4°. RM 300 —. Bespr. v. Hermann Goetz, Berlin.

In seiner Geschichte des großen Moghul-Kaisers Akbar (1565—1605) nennt Abū'l-Fazl unter den in dessen Auftrage von den Malern des Hofateliers geschaffenen Werken an erster Stelle die vierzehnbändige Miniaturen-Prachthandschrift des Hamzah-Nāmah. Seit der Zerstreuung der kaiserlichen Bibliotheken in den Wirren des 18. Jahrhunderts war dieses auch durch sein riesiges Format (ca. 64 : 78 cm) wie durch die Art seiner Ausführung — es war entgegen dem allgemeinen Gebrauch auf Baumwollstoff gemalt — ungewöhnliche Werk verschollen. 1912 hat zuerst F. R. Martin in seinem Buche „Miniature Painting and Painters in Persia, India and Turkey" davon zwei einzelne Blätter im Berliner Kaiser-Friedrich-Museum identifiziert und veröffentlicht. Aber schon anläßlich der Wiener Weltausstellung 1873 hatte das dortige Museum für Kunst und Industrie 60 Blätter derselben Handschrift erworben, 24 andere gelangten 1912 durch Sir Purdon Clarke in den Besitz des Victoria and Albert-Museums zu London, und seitdem sind ständig vereinzelte Blätter oder Blättergruppen im Kunsthandel aufgetaucht und in die Museen gelangt, so ins Britische Museum, nach Leipzig, New York, Philadelphia, Boston usw. 1921 gab Stanley Clarke die von seinem Vater in Kaschmīr entdeckten Miniaturen des South-Kensington-Museums in für die damaligen Verhältnisse mustergültiger Weise heraus, Anfang 1925 brachte H. Comstock im International Studio eine kleine Skizze über „The Romance of Amīr Hamzah". Inzwischen war man — seit 1916 — von verschiedenen Seiten daran gegangen, das so lange vernachlässigte Gebiet der indischen Miniatur-Malerei durch gründliche Einzeluntersuchungen und Publikationen zu erschließen. Im Rahmen der von J. Strzygowski in Angriff genommenen Herausgabe der Wiener Bestände — er selber hatte die Schönbrunner Sammlung Maria Theresias übernommen — ist dann das vorliegende Buch entstanden. Glück hat zwar den 60 Wiener Blättern als Mittelpunkt seiner Publikation die prachtvollen farbigen und Lichtdrucktafeln darin eingeräumt, aber mit richtigen Blick seine Arbeit auf alles erreichbare Material ausgedehnt und dieses so weit wie möglich auf den Abbildungen im Texte (die sich von den Tafeln nur durch das kleinere Format unterscheiden) wiedergegeben. Heute schon kann man sagen, daß damit der Stoff keineswegs erschöpft ist; Glück selber hat einige Blätter in Belvedere 1925, Heft 40, nachgetragen, aber es ist vielleicht die Tragik solcher Veröffentlichungen, daß sie, die möglichst vollständig sein sollen, eben erst das weitere Interesse wecken und damit neues Material ans Licht rufen. Dennoch ist hier ein Kern geschaffen worden, um den sich alle neuen Funde ordnen werden. Denn darin liegt schon ein wesentlicher Teil der Bedeutung von Glück's Arbeit, daß es ihm gelungen ist, die ursprüngliche Handschrift zu rekonstruieren, und damit auch eine Erklärung der einzelnen Bilder zu ermöglichen. Die meisten Blätter zeigen zwar noch die alte Paginierung; da sich diese jedoch auf jeden der 14 Bände des ursprünglichen Werkes beziehen kann, hilft sie allein nicht weiter. Dagegen konnten die auf den Rückseiten der Miniaturen erhaltenen Textreste diesen Anhalt bieten, sobald es gelang, sie in den Zusammenhang der Erzählung einzureihen. Nun ist der Roman schon 1895 von Ph. S. van Ronkel (De Roman van Amir Hamza, Leiden 1895) analysiert worden. Er gehört in den Kreis jener romantisch-ritterlichen Reflexe der großen islamischen Eroberungszeit, die neuerdings wieder R. Paret (Die Geschichte des Islams in der arabischen Volksliteratur, 1927) untersucht hat. In recht unwahrscheinlicher Weise wird Amīr Hamzah, der Onkel des Propheten, zum Vorläufer der ersten Khalīfen gemacht, der in der Periode zwischen Muhammeds Geburt und Flucht die Welt dem noch garnicht bestehenden Islām unterwirft. Durch Intrigen am Hofe des Perserschāhs Anushirwān, in dessen Tochter er sich verliebt hat, wird er erst in Abenteuer und schließlich in den Krieg gegen die Ungläubigen gezogen, erobert Byzanz und Nordafrika bis nach Spanien, Abessynien, vernichtet die Feueranbeter unter dem Zauberer Zarathustra und die Sonnenverehrer unter Īraj, gewinnt den Hindukönig Landahūr (Vokalisation ?) dem wahren Glauben und bekämpft die Franken und Mongolen, um schließlich in der Schlacht am Berge Uhud zu fallen. Die Handlung ist reine Ritterroman-Kolportage von trostloser Öde, in der selbstverständlich auch die Aben-

teuer auf dem Gebirge Qāf nicht fehlen dürfen (vgl. dazu auch R. Levy, The Three Dervishes, p. 33 ff.). Als interessantere Einzelheiten seien u. a. die Zauberin Kirke (Karkira) und die Hauptposition der Zoroastrier in Gilān hervorgehoben, ferner die Kämpfe um Palästina und Antāqīyah (Antiochia) mit den Franken unter ihrem König Mālafrad (Manfred), — die jedoch bei Lād und Uzā schwören und mit Gewehren und Kanonen beschossen werden. — Glück hat die erhaltenen Textpartien zusammen mit dem türkischen Botschafter Assim Bey und Professor Saadeddin übertragen, und durch knappe Inhaltsangaben der dazwischen liegenden Handlungen nach van Ronkel verknüpft, nicht immer ohne Schwierigkeiten, da die verschiedenen Versionen des Romans sehr voneinander abweichen. Voraus geht eine Zusammenstellung und Beschreibung der seinerzeit erreichbaren Bestände. Es folgt eine Analyse der Bilder in sachlicher und stilistischer Hinsicht: Charakterisierung der verschiedenen Personen, Tracht, Waffen, Musikinstrumente usw.; Tiere und Pflanzen, Architektur, Mobiliar usw., Landschaft und Komposition. Ferner: Raumbildung, Flächenbehandlung, Farbenkomposition und Zeichnung, Künstler. Dieser Teil des Buches steht nicht ganz auf derselben Höhe wie die vorausgegangene mustergültige Edition. Anzuerkennen ist der große Fleiß und die Sorgfalt, mit der der Verfasser hier das in den Blättern zerstreute Material für die einzelnen Probleme zusammengestellt hat. Aber man spürt doch, daß er sich auf einem ihm nicht überall voll vertrauten Grunde bewegt und die entscheidenden Fragestellungen oft übersieht. Es ist ja leider Tatsache, daß der Stand unserer Indologie in dieser Hinsicht noch immer ein derartiger ist, daß auch ein Orientalist aus einem anderen Spezialfach nicht in der Zeit, welche ihm selbst für eine solche sorgfältige Arbeit zur Verfügung stehen kann, sich so in die Materie einzuarbeiten vermag, um den Problemen voll gerecht werden zu können. Daher muß man aber auch für solche Materialzusammenstellungen, wie sie hier gegeben werden, doppelt dankbar sein. Sie werden allmählich der Boden werden, auf dem erst in zahlreichen Einzelstudien an die Lösung dieser Fragen gegangen werden kann. Glück's Beurteilung der Rolle der beiden Hofmaler ʿAbd-as-Samad und Mīr Sayyidʿ Alī, die die Illustrierung des Werks schon unter dem Kaiser Humāyūn (um 1550) begonnen hatten, kann Referent nicht voll unterschreiben, umsomehr möchte er aber derjenigen des Verhältnisses zwischen persischer und indischer Kunst zustimmen. In dieser Richtung liegt ja auch die hohe Bedeutung der Handschrift. Als eines der allerfrühesten Denkmäler der Moghulkunst ist sie ein ungeheuer wichtiges Dokument für das Verhältnis der moslimischen zur Hindu-Kultur und -Kunst in dieser Epoche, in der das kulturelle Eindringen des Islām in Indien erst mit voller Kraft einzusetzen beginnt. Noch weiter zieht Strzygowski in seiner Vorrede den Rahmen. Ihm ist diese mittelalterlich-ritterliche Kunst vor allem Ausdruck der innerasiatisch-nordischen Nomadenkultur, in einer Reihe mit den entsprechenden Motiven des Westens, neuer Beweis und neue Waffe seines Kampfes um die „Krisis der Geisteswissenschaften".

Shafaat Ahmad Khan: Sources for the History of British India. London-Calcutta: Oxford University Press 1926. (XI, 395 S.) 4^0 = Allahabad University Studies in History, Vol. IV. 25 sh. Bespr. von Hermann Goetz, Berlin.

„The object of this undertaking is twofold: in the first place, it aims at supplying a critical analysis of essential data for the study of seventeenth century British India; and in the second place, it aims at bringing within one purview all the materials lying scattered in various record offices in England. — The book is neither a catalogue of libraries and record offices, nor is it a selection of transcripts from the English and Indian archives. — It would habe been a comparatively easy task to have copied the contents of the catalogues of various record offices and libraries mentioned in the book; but that was not the object of my enquiry. — I am a firm believer in what has been called the 'Archive Method'. I believe that before a person takes up his pen to write history, he should subject his data to the severe test of scientific analysis. — The historical method that has been so successfully developed in Paris and in London, must be followed in India if we are to free our works from the narrow, communal, religious and racial bias. — Every important document has been subjected to a close and careful scrutiny, and references have been given to printed works that throw further light on the matter. — The deciphering of a single manuscript has some times cost me several weeks, and I was more than once tempted to give up the project in despair. — Now, after eight years of uninterrupted work, I present the results of my researches to the public." Diese aus dem Vorwort herausgegriffenen Sätze umschreiben zur Genüge die Absichten des Verfassers. Mit ungeheurem Fleiß ist hier ein riesiges Material zusammengetragen, Briefe von Gesandten, Handelsvertretern, Behörden jeglicher Art, Ratsprotokolle und Denkschriften, Privilegien,

Schiffsbücher und Privatkorrespondenzen, wissenschaftliche Aufzeichnungen usw. Diese entstammen dem British Museum, Public Record Office (Chancery Lane), der Bodleian Library, Guildhall Library, Archiepiscopal Library (Lambeth Palace), dem All Souls College (Oxford), den Privy Council Registers und teilweise den indischen (Imperial, Bengal, Madras, Bombay) Record Offices, und werden von Shafaat Ahmad Khan in knappen, jedoch alles Wesentliche enthaltenden Analysen beschrieben, charakterisiert und durch Hinweise auf die einschlägige Literatur ergänzt. Die infolge der Anordnung der Urkunden nach Bibliotheken und Entstehungsjahr bei ihrem verschiedenartigen Inhalt unvermeidliche Unübersichtlichkeit wiegt ein ausführliches Namen- und Sachregister auf und macht so das Buch zu einem unentbehrlichen Nachschlagewerk und Leitfaden durch die Archive für den Historiker Indiens im 17. Jahrhundert.

Legendre, Dr. A.-F.: **La Civilisation Chinoise Moderne.** Paris: Payot 1926. (299 S.) gr. 8° = Collection d'Études, de Documents et de Témoignages pour servir à l'histoire de notre temps. 20 Fr. Bespr. v. Erich Schmitt, Bonn.

Das vorliegende Buch zerfällt in zwei größere Abschnitte, deren erster eine Schilderung der chinesischen Zivilisation und deren zweiter eine anthropologische Erklärung des chinesischen Volkes und seiner Kultur zu geben versucht. Im ersten Teil schildert Verf. die chinesische Familie, Wohnung, Stadt, Straße, Kleidung, Ernährung, Künste und Handwerk, Ackerbau, die sozialen Schichten und schließlich die chinesische Seele. Der erste Eindruck ist ein trostloses, grau in grau gemaltes Bild der chin. Zivilisation. Verf. sieht in allem nur die grenzenlose Primitivität, den völligen Mangel an schöpferischem Willen sowohl in der materiellen wie in der geistigen Kultur und ihren ständigen unaufhaltsamen Verfall. Bei endlosen, ermüdenden Wiederholungen liest man ad nauseam usque in schwerfälligen Sätzen von nichts anderem als dem furchtbaren Elend, den krätzeüberdeckten Kulis und Bettlern, den Erpressungen geldgieriger Mandarine und in dem Kapitel l'âme chinoise von nichts anderem als Egoismus, Grausamkeit, Korruption und Stolz. Wahrlich, eine unerquickliche Lektüre, die sich über 212 Seiten hinzieht. Die Vorzüge der chinesischen Kultur, ihre Glanzleistungen, ihre beispiellose Kontinuität werden so ziemlich als Adiaphora in ein paar nebensächlichen Sätzen übergangen. Man merkt schon die Absicht, und man wird verstimmt.

Der zweite Teil „Le peuple chinois" gibt nun die Erklärung, und zwar die „anthropologische" Erklärung. Verf., ehemaliger Direktor der kaiserl. Medizinschule in Tschêng-tu, Provinz Szĕ-tschuan, hat, wie er mehrfach betonen zu müssen glaubt, 20 Jahre in China studiert, hat es kreuz und quer durchreist — 20000 km waren es, wird zweimal erwähnt! — und ist schließlich zu folgendem Resultat gekommen (S. 216): In ganz China, in den Küstenprovinzen wie an der tibetischen Grenze, im Yangtze- und Si-Kiang-Gebiet sowie am Hoangho existieren zwei Menschentypen, die durch Wuchs, Hautfarbe, Gesichtszüge und Nasenform deutlich voneinander unterschieden sind; der eine gehört zur weißen Rasse und häufig zum semitischen oder assyroïden Typ, der andere ist glattweg negroïd (was zu beweisen die Aufgabe der 4 beiliegenden Gravüren ist). Und nun folgert er: Allein das weiße Element hat immer im Lauf der Jahrtausende in China geherrscht trotz der numerischen Minderheit. Die Entwicklung der chinesischen Kultur, deren Quelle nicht im Hoangho-Tale zu suchen ist, sondern in Westasien, ist nur von der weißen Rasse ausgegangen. Tradition, Geschichte, Anthropologie beweisen jetzt, daß die weißen Rassen, teils arisch, teils semitisch, erst das Wei-Tal, dann das des Hoangho kolonisiert und so die Grundlagen des chin. Reiches geschaffen haben. Und so findet sich im Lauf der Geschichte immer aufs neue eine friedliche oder militärische Durchdringung Chinas durch die tatkräftige weiße Rasse, teils via Birma, Yünnan, teils via Turkestan oder Mongolei und Sibirien. Zur friedlichen Eroberung gehört das Eindringen der glänzenden griechisch-buddhistischen Zivilisation, die China „umformte" in künstlerischer, wissenschaftlicher sowie religiöser Hinsicht (S. 217). Die Kunst Chinas war überhaupt schon in vorchristlicher Zeit völlig durchdrungen von assyro-babylonischer Kunst, später kam arabischer Einfluß und dann der der Mongolen, die in Wahrheit „iranisierte" Türken waren und die griechisch-römische sowie persische Kultur nach China brachten. Woran aber lag es nun, daß diese Großtaten der weißen Rasse in China immer wieder verdunkelt wurden? Darauf lautet Verf.s Antwort, die hier wörtlich folgen möge, da sie der Angelpunkt seiner Anschauung ist (S. 218): „Mais il y eut l'éteignoir constant, irréductible, la réaction funeste d'une masse considérable de négroides et de métis inférieurs formant la majorité de la population chinoise" (sic!). So sind ihm alle glanzvollen Zeiten Chinas bedingt durch die Tatkraft der weißen Rasse, auch die Hunnen, die Mongolen mit ihren Eroberergenies eines Attila und Dschinghis Khan waren Weiße,

ihre Heere aber bezogen aus dem chin. Hinterland ihre Reserven, und die waren negroïd, also biologisch minderwertig, ohne das „potentiel cérébral". Die Mongolendynastie selber brachte China wieder auf den Höhepunkt, aber die jetzigen Mongolenstämme sind ihm nur: „les épaves, le rebut des anciennes hordes, leurs auxiliaires ou esclaves négroïdes ou encore leurs métis, les Jaunes" (S. 233). Dann folgt unter demselben Gesichtspunkt eine kurze Analyse der „negroïden" Philosophie des Konfuzius und Lao-tze. Als Beweis für diesen Mangel an „potentiel cérébral" führt Verf. Bushell's Thesen über den iranischen Einfluß auf die chin. Kunst (S. 240) und Rostovtzeff (Iranians and Greeks in South Russia) an und sagt, daß sogar die Ornamente der Tschou-Dynastie, ihre Greifen- und Drachenarten nicht chinesisch, sondern assyro-babylonisch, sumerisch seien. Die chin. Kunst ist ihm nur Konvention und Routine, erst die buddhistische Kunst befreite sie aus dieser Stagnation. Und auch die ersten chin. Porzellane stehen mit ihren arabischen Charakteren und persisch stilisierten Blumen unter fremdem Einfluß. Vor allem aber hat es ihm der Brief des L. de Saussure angetan: „Vos vues sont en connexion intime avec mes conclusions: que le calendrier de la très ancienne dynastie des Hsia est une évidente application du système cosmologique indo-iranien ... Constatation d'une importation en Chine des éléments de supérioté de la race aryenne." (S. 243.) So sieht er nirgends Originalität, immer nur „l'emprunt". Aber auch das Geliehene erstickt immer wieder die retrospektive Tendenz des Konfuzianismus. Wie ist es, fragt Verf., möglich gewesen, daß sich im Lauf der Jahrhunderte niemand gefunden hat, dieses drückende Joch des Konfuzianismus, der den chin. Geist von der Tyrannei des alten Gelehrten (der nur die klassischen Bücher kennt und keine Ahnung von Stickstoff und Sauerstoff hat) zu befreien? „Sans aucun doute la réaction constante, funeste de cet éteignoir dont j'ai parlé, de cette masse de négroïdes et de métis inférieurs formant la majorité de la population chinoise et dont le sang avait fatalement imprégné l'élite par la voie facile de la polygamie largement pratiquée" (S. 244).

So sieht der Verf. für die Zukunft Chinas Rettung nur in dem tatkräftigen Eingreifen der weißen Rasse, d. h. Frankreichs, Englands und Amerikas (Deutschland schaltet bei ihm in dem ganzen Buch aus, es fungiert nur als Karikierung). Die größte Gefahr aber bildet der Bolschewismus, der Wilsons Gedanken von der „self-determination" bis zum Extrem entwickelt. Der Bolschewismus gibt vor, China von dem imperialistischen Kapital zu befreien und macht gewaltige Fortschritte in seiner Propaganda, indem es den Zustand der seit der Revolution einsetzenden Anarchie geschickt ausnutzt. Gefährlich jedoch für den Weltfrieden erscheint dem Verf. die neue Konstellation: Deutschland, das schon jetzt China reichlich mit Waffen versieht, wird dann mit den Bolschewisten gegen Frankreich, England und Amerika kämpfen! Und er schließt sein Buch: „Ce serait bien le Péril jaune en puissance d'action, le „Fléau de Dieu" aux mains du Bolchévik! Hélas! elle n'est pas encore venue l'heure de la paix, du désarmement."

Eigentlich verdiente das Buch nicht eine so eingehende Besprechung, aber es schien doch geraten, wenigstens die prägnantesten Entgleisungen festzunageln. Zweifellos ist die chinesische Kultur fremden Einflüssen zugänglich gewesen, aber immer hat sie ihre starke Eigenart bewahrt und das Übernommene ihrem Geist angepaßt. Aus dem ursprünglich von den Babyloniern stammenden kosmogonischen Himmelsdienst hat sie ihr eigenes astronomisch-astrologisches Gebäude errichtet und aus dem indischen Buddhismus, dem Hināyāna, die Weltreligion des Mahāyāna gemacht. Wenn Verf. behauptet, das Gros des Chinesentums sei eine biologisch minderwertige Mestizenrasse, die für jeden Kulturfortschritt immer erst des Einflusses der weißen Rasse bedürfe, so kann die Kritik mit ihm überhaupt nicht mehr verhandeln, es sei denn, sie empfehle ihm die Schulbücher der Sinologie. Man sieht, der Vf. dessen kulturgeschichtlicher Horizont trotz der 20000 km weiten Reisen doch nur von den vier Wänden seines jeweiligen Provinzspitals eingeschlossen ist, hat sich seit Jahrzehnten in eine absurde Theorie versponnen. Und bei seiner Abgeschlossenheit im chin. Inlande hat diese fixe Idee ein groteskes Ausmaß genommen, da beizeiten eine rechte Kritik gefehlt hat. So kann man diese Arbeit, um in der Fachsprache des Verf.s zu bleiben, nicht anders bezeichnen denn als Kurpfuscherei.

Wickremasinghe, Don M. de Zilva and T. N. **Menon: Malayalam Self-Taught** by the Natural Method with Phonetic Pronunciation. London: E. Marlborough & Co. 1927. (136 S.) kl. 8°. 3 sh.; geb. 4 sh. Bespr. von Jarl Charpentier, Upsala.

Das Malayālam, das dem letzten Census gemäß von etwa 8 Millionen innerhalb Malabar, Cochin und Travancore gesprochen wird, hat durch die schnelle Entwicklung gerade jener Gegenden eine besonders wichtige Stellung erhalten; und man versteht es wohl, daß das

Bedürfnis eines praktischen Handbuches dieser Sprache ziemlich groß geworden ist.

Mr. Wickremasinghe, der durch seine früheren Handbücher des Tamil und des Singhalesischen und durch seine Lehrtätigkeit am School of Oriental Studies besonders dazu befähigt ist, ein solches Werkchen zu verfassen, hat mit Mr. T. N. Menon zusammen diesem Bedürfnis abzuhelfen gesucht. Das Büchlein dient ausschließlich praktischen Zwecken und scheint gut dazu angepaßt zu sein, Anfänger mit den Elementen des Malayālam bekannt zu machen. Mit mehreren anderen Sprachen verglichen, sind ja die dravidischen — und also auch das Malayālam — nicht gerade schwierig; doch muß m. E. so ein Alphabet wie das des Malayālam dem Anfänger ein gewisses Kopfzerbrechen verursachen, da die einzelnen Zeichen einander z. T. sehr ähnlich sind. Mit Hilfe der hier beigegebenen Schrifttafeln wird das Erlernen des Alphabets nicht allzu schwierig werden.

Das Büchlein kann also bei nicht gerade wissenschaftlichen Studien gut empfohlen werden. Auch bei der schlichtesten Beschäftigung mit den dravidischen Sprachen drängt sich aber einem der wehmutsvolle Gedanke auf: ob wir wohl jemals eine wirklich wissenschaftliche vergleichende Grammatik jener Sprachen erhalten werden? Eine große Autorität hat neuerdings die Abfassung einer derartigen Grammatik ganz richtig als „eine der dringendsten und wahrscheinlich auch lohnendsten Aufgaben der allgemeinen Sprachwissenschaft" bezeichnet[1].

Bollig, P. Laurentius, O. M. Cap.: Die Bewohner der Truk-Inseln. Religion, Leben und kurze Grammatik eines Mikronesiervolkes. Münster i. W.: Aschendorffsche Verlagsbuchh. 1927. (VIII, 302 S.) gr. 8°. = Anthropos. Internationale Samml. ethnologischer Monographien. Direction P. W. Schmidt, S. V. D. Bd. III. 1. Heft. RM 13.65. Bespr. von R. Thurnwald, Berlin.

Von dem rapiden Verfall, der die Naturvölker durch Berührung mit der europäischen Kultur, durch Pflanzer, Missionare und Verwaltungsbeamte ergriffen hat, wurden ganz besonders die Südsee-Inseln betroffen. Ein paar Generationen genügen oft, um die Erinnerungen aus alter Zeit fast vollständig zu verwischen. Das wird auf dem Mikronesischen Gebiet, nördlich des Äquators um so verständlicher, wenn wir hören, daß „die meisten Gebräuche, besonders die religiösen, nicht Gemeingut des Volkes, sondern Eigentum einzelner Klassen waren". Mit dem Erlöschen der betreffenden Familien, ihrer Europäisierung oder Missionierung stirbt darum auch die auf verhältnismäßig wenige Augen gestellte Sitte und der damit verbundene Glauben aus.

Das vorliegende Werk zerfällt in drei Teile: eine Beschreibung der Religion, eine Schilderung verschiedener Gebräuche, Kenntnisse und Fertigkeiten nebst literarischen Überlieferungen, und endlich eine ausführliche Grammatik der Truk-Sprache.

Die Darstellung beginnt mit einer Beschreibung des Glaubens an Götter und Dämonen, sowie der Seelenauffassung und reiht daran das Verhalten diesen Vorstellungen gegenüber durch Gebet, Opfer, Tanz und Meidungen (*binin*).

Wertvoll sind die für Orientalisten vielleicht besonders interessanten Ausführungen über die Träger der Religion. Darin, daß die religiösen Kenntnisse und Machtbefugnisse auf bestimmte Kreise beschränkt sind, zeigt sich der aristokratische Charakter der mikronesischen Gemeinwesen in Verbindung mit einer auf diesen und auch auf den polynesischen Inseln stark in den Vordergrund tretenden Spezialisierung von Sippen und Familien. Esist eine Erscheinung, die bei geschichteten Völkern mit hervortretendem Mutterrecht regelmäßig zu beobachten ist.

Die besonderen Fertigkeiten und Kenntnisse werden als *rong* bezeichnet. Deren Ursprung wird darauf zurückgeführt, daß die Menschen diese verschiedenen Künste von den Geistern „gehört" haben. *Rong* heißt ursprünglich „hören", im Sinne von „lernen". Diese *rong* vererben sich vom Vater auf die Kinder, gewöhnlich auf den ältesten Sohn. Der eigentliche Träger des rong wird *popuirong* (*popun* = Stamm) genannt. Er genießt das meiste Vertrauen. Die anderen Familienangehörigen, die etwas „erhorcht" haben, heißen *panen rong* (*pan* = Ast). Sie gelten nicht viel.— Ein Teil der *Truk-rong* ist direktes Eigentum der Trukleute, und zwar bestimmter Sippen, deren Angehörige sie von den Geistern empfangen haben. Andere sind im Laufe der Zeit von anderen Inseln eingeführt worden. Zu diesen *rong* gehört der Bau von Häusern, Kanus, Werften, das Fällen von Bäumen, die Verfertigung von Schlüsseln, Wahrsagen, Zaubern, das Brauen von Arzenei usw. Mit jedem dieser *rong* sind gewisse religiöse Vorstellungen und Gebräuche verbunden. Gebete und Opfer müssen die handwerklichen Tätigkeiten begleiten, wenn sie erfolgreich sein sollen. Das gilt sowohl für die *rong* der Männer, wie für die der Frauen. Jeder *rong* hat einen besonderen Geist (*ōnu*) und auch eine Arznei (*safei*). Diese

1) P. W. Schmidt: Die Sprachfamilien und Sprachenkreise der Erde p. 120 f.

Medizin soll den bösen Einfluß des Geistes fern halten oder wenn er sich geltend macht, ausschalten. Jeder *rong* hat seinen oder seine bestimmten Fische, die nur der *sourong*, der Besitzer eines *rong*, essen darf. Er nennt sie „seine Fische". Seine Anhänger dürfen diese Fische nicht essen. Wenn ein Eingeborener einen solchen Fisch fängt, so behandelt er ihn ehrfurchtsvoll und bringt ihn dem *sourong*, der ihn verspeist. Mit dem *rong* hängt auch der Gebrauch des *ubud*, des Herzblatts der Kokospalme, zusammen, das bei Opfern, Wahrsagen und zauberischen Veranstaltungen gebraucht wird. Jeder *sourong* hat auch seinen bestimmten heiligen Baum, unter dem die Arznei (*safei*) niedergelegt wird.

Unter den verschiedenen Besitzern der Künste ragt der *idang* hervor, der eine Hauptpersönlichkeit im Trukvolk darstellt, die alten Sagen und Geschichten, die Sippen und die Besiedlung der einzelnen Inseln genau kennt und etwa als „Oberpriester" bezeichnet werden kann. Auch in den Medizinen und Zaubereien ist er Fachmann. Heutzutage gibt es nicht mehr viele solcher Oberpriester; Verf. zählt nur noch zwei lebende auf. Diese *idang* verkehren unter sich und üben ihren *rong* in einer Geheimsprache aus, die viele Wörter und Ausdrücke kennt, welche in der vulgären Sprache nicht vorkommen; vielen Wörtern wird aber auch ein anderer Sinn als gewöhnlich untergelegt. Diese Oberpriester unterhalten Schulen, ähnlich wie das in West-Afrika, z. B. bei den *Kpelle* der Fall ist. Jede dieser Schulen hat ihre eigenen Gebräuche und sucht möglichst viel Schüler zu bekommen, um ihre Ideen zu verbreiten und in den Stämmen Ansehen zu gewinnen. Der *idang* darf nie mit anderen essen, auch nicht essen, was andere bereitet oder zurückgelassen haben. Er besorgt sein Mahl selbst oder läßt es durch seine Schüler bereiten. Was von seiner Mahlzeit übrig bleibt, darf außer seinen Schülern niemand anrühren. Hat er Söhne, so genießen diese den Rest, da sie in erster Linie berufen sind, Schüler und Träger seiner Lehre zu sein.

Die meisten *idang* sind zugleich Häuptlinge, so daß man also von „Priesterkönigen" oder „sakralen Häuptlingen" sprechen kann. In dieser friedlichen Gesellschaft wird besonders, ähnlich wie auch auf den polynesischen Inseln und bei verschiedenen Indianerstämmen Amerikas, die Rednergabe besonders geschätzt, durch die mancher dieser Priesterhäuptlinge einen ungeheuren Einfluß ausübt. Verf. sagt (S. 56): „einen tüchtigen *idang* reden zu hören, ist ein Vergnügen. Jedes Wort wird mit Bildern belegt und durch symbolische Handlungen erläutert." Um z. B. zum Bewußtsein zu bringen, daß Uneinigkeit, Getrenntsein schwächt, Einigkeit stark macht, nimmt er eine gespaltene Kokosnuß und fügt sie etwa vor den Augen der sich bekämpfenden Personen aneinander u. dgl. m. Damit hängen auch wieder verschiedene zauberische Gebräuche zusammen.

Bemerkenswert sind auch die Ausführungen über die Heirat Ungleichaltriger (S. 93), wie wir sie in verschiedenen anderen Gegenden, z. B. in Süd-Amerika, finden.

Auch eine Zweiteilung in rivalisierende Kriegslager wie sie W. Müller-Wismar aus Yap berichtete, kennt man auf Truk.

Die reichen und guten Beobachtungen werden durch ein ausführliches und verläßliches Register ergänzt.

Thurnwald, Richard: **Die Eingeborenen Australiens und der Südseeinseln.** Tübingen: C. J. B. Mohr 1927. (III, 48 S.) gr. 8°. = Religionsgeschichtliches Lesebuch, hrsg. von Alfred Bertholet, 2., erw. Aufl., Heft 8. RM 2.20. Bespr. von Hans Nevermann, Berlin.

Dem Charakter des Religionsgeschichtlichen Lesebuches entspricht es, daß Thurnwald in seinem Beitrage dazu eine geschickte Auswahl aus den besten Quellen über die Religion der Australier und Ozeanier gibt und seine Einleitung und die Anmerkungen zu den einzelnen zitierten Abschnitten auf das Notwendigste beschränkt. Die alte, hauptsächlich auf geographischen Gesichtspunkten beruhende Einteilung der Völker des Stillen Ozeans in Australier, Papua-Melanesier und Polynesier-Mikronesier ist von ihm beibehalten worden, wenngleich, wie er selbst ausdrücklich erwähnt, die Grenzen nicht immer scharf gezogen werden können, da durch Rassenmischungen zahlreiche neue Typen entstanden sind. Auch aus der vorliegenden Auswahl ist das Ineinanderübergehen der Rassen und der geistigen Strömungen ersichtlich, z. B. in der Erwähnung des australischen Tjurunga-Glaubens von den Marind auf Neu-Guinea und in der Anführung eines Beispiels von den melanesischen Salomoniern für das unter Polynesien geschilderte „Mana". Da Thurnwald betont, daß zwischen Indien (?), dem Malaiischen Archipel und Polynesien mit Mikronesien Zusammenhänge bestehen, mag hier auch auf den sprachlichen und kulturellen Zusammenhang Melanesiens mit Indonesien hingewiesen werden.

Auf dem beschränkten Raum konnten natürlich nur einige charakteristische Proben gegeben werden, und so ist es zu verstehen, daß die zentralaustralischen Aranda und Loritja, die durch die vortrefflichen Darstellungen von Strehlow,

Spencer und Gillen am besten von allen Australiern bekannt sind, als Repräsentanten Australiens gelten müssen, während die Religion anderer Stämme, z. B. die abweichende und im Kult bescheidenere der Südoststämme, nicht erwähnt werden konnte. Für die Papua-Melanesier bringt Thurnwald Beispiele aus den Werken von Keyßer (für die Kai), Wirz (Marind), Fox und mit Recht aus seinen eigenen Werken (Salomo-Inseln). Wie stark die geistigen Zusammenhänge auch hier sind, zeigt sich u. a. darin, daß die angeführte Kai-Sage über den Tod auch auf den Salomonen und Neuen Hebriden bekannt ist. — Für Mikronesien sind nur einige Gebete und Sprüche von Yap zitiert. Das scheint in diesem Zusammenhange völlig ausreichend, zumal weitere Ausführungen über Mikronesien häufig eine etwas umständliche Darstellung des Lokalkolorits erfordern würden. Die Beschränkung der Schilderung Polynesiens auf die Maori mag indessen manchem bedauerlich erscheinen, der auf eine Probe der polynesischen Theogonie Wert gelegt hätte. Das hätte allerdings mehr Raum erfordert, und in Anbetracht dessen, was auf den wenigen Seiten über Kraftträger, Meidungsbann, Seelenstoff, Zauber, Schöpfer und Heilbringer usw. zusammengetragen ist, muß dieser Versuch einer knappen Darstellung der Religionen Australiens und Ozeaniens als durchaus gelungen bezeichnet werden, zumal dem Leser hier übersichtlich vereint geboten ist, was er sonst ohne ethnologische Schulung kaum aus der Literatur herausfände, und was ihn ohne diese methodische Anordnung nur verwirren würde.

Massam, J. A.: The Cliff Dwellers of Kenya. An account of a people driven by raids, famine and drought to take refuge on the inaccessible ledges of precipitous mountains, with a description of their ways of living, social system, manners and customs, religion, magic and superstitions. With many illustrations and 2 maps. London: Seeley, Service & Co. Ltd. 1927. (268 S.) 8°. 21 sh. Bespr. von Bruno Dietrich, Breslau.

Eine ausgezeichnete Einzeldarstellung über einen Volksstamm, die Elgeyo, der auf kleinem Raume (1100 qkm) im inneren Hochlandsgebiet von Kenya lebt. Das Eingeborenen-Reservat der Elgeyo liegt nördlich vom Endpunkt Turbo der Nairobibahn. In schmaler Zone wohnt dieser Volksstamm da, wo das fast 3000 m hohe Plateau im Grabenbruch nach Westen zum Udofluß abbricht.

Die ursprünglich reinen Viehzüchter sind auf dem Umwege über eine Periode des überwiegenden Kriegertums wieder zur Viehhaltung zurückgekehrt. Die Männer sind in erster Linie Krieger; die Frauen, wie bei den meisten Stämmen des Landes, die eigentlichen Träger der Arbeit, insbesondere des Bodenbaues. Mais spielt die Hauptrolle.

Die Bedürfnisse des Lebens sind außerordentlich einfache. Das findet seinen Ausdruck in der unvollkommenen Bebauung des Landes, das überhaupt für Bodenbau geeignet ist. Die Viehzucht und der gelegentliche Vieherwerb durch Kriegszüge überwiegen.

Der Verf. gibt eine interessante und eingehende Darstellung der allmählichen Abdrängung der Elgeyo bis in die Stufenlandschaft und direkt an den kliffartigen Stufenabfall, erzählt von der Dezimierung des Stammes durch Kriege und Hungersnöte und führt in lebendiger Schilderung in das wirtschaftliche, gesellschaftliche und religiöse Leben der Elgeyo ein. Nur der Titel des Buches ist mißverständlich gewählt. Soweit aus den Andeutungen in dem Buche ersichtlich ist, wohnen die Elgeyo in Mattenhütten, während die eigentlichen sogenannten Cliffdweller der Neuen Welt in halboffenen Höhlen der Gebirgshänge wohnten.

Nachtrag.

Zu meinem Aufsatz in OLZ 30 (Juli 1927) 545 „Eine ägyptische Steinfigur aus Kleinasien" habe ich nachzutragen: H. H. v. d. Osten hat die von mir veröffentlichte ägyptische Statuette aus Klein-Asien am Tage ihrer Auffindung bei Bauarbeiten am Kürigin Kaleh gesehen und bereits richtig auf das Mittlere Reich datiert. Nach seinen Angaben in The American Journal of Semitic Languages and Literatures XVIII, 2 (Januar 1927), Seite 100 ist die auch Seite 124 erwähnte Figur in einem spätantiken Friedhof gefunden worden, wohin sie augenscheinlich zufällig geraten ist, nachdem man sie damals gelegentlich irgendwo aus älteren Schichten herausgeholt und eine Zeitlang als Merkwürdigkeit aufbewahrt hatte. Auf Seite 46 bemerkt v. d. Osten auch schon, daß sie in das Museum von Angora überführt worden ist. Die hieroglyphische Inschrift ist dann in Heft XVIII, 4 (Juli 1924) 294 derselben Zeitschrift von Dr. T. G. Allen im Anschluß an eine nochmalige Wiedergabe durch v. d. Osten (S. 293 mit Abb. 11—13) veröffentlicht worden; seiner Auffassung der Figur stimme ich zu, während ich an zwei Stellen von seiner Lesung der Schrift abweiche. G. Roeder.

Zeitschriftenschau.

(Die Herren Verfasser von einschlägigen Aufsätzen, besonders in abgelegeneren Zeitschriften, werden, um ihre Aufnahme in die Zeitschriftenschau zu sichern, um Einsendung eines Sonderabzuges gebeten.)

* = Besprechung: der Besprecher steht in ( )

Orientalia. Commentarii de rebus Assyro-Babylonicis, Arabicis, Ägyptiacis etc. editi a Pontificio Instituto Biblico. 1925:
15 P. Deimel, Liste der prädikativen Elemente der Götternamen des „Pantheon Babylonicum" (1—38), Das Keilschriftsystem [Fortsetzung und Schluß aus

July 1926. (245 und 144 S.) 8°. Jährlich 50 P. T. (10/6), Einzelnummer 30 P. T. (6/—).
Diese Zeitschrift, die sich mit dem Leben und der Geschichte der Menschen, Tiere und Pflanzen des Anglo-ägyptischen Sudans und seiner Nachbargebiete beschäftigt, verdient die Aufmerksamkeit einer Reihe von Disziplinen der Wissenschaft von Afrika. Am zahlreichsten sind in den beiden vorliegenden Bänden die Beiträge zur Ethnologie vertreten, u. a. die Aufsätze: Social Organization of the Lotuko, Shilluk-Notes, Further Notes on Pottery, Some Arab Games and Puzzles, The Influence of Animism in Islam, Magic and Medicine in Dar Masalit usw. Mit der Geschichte des Gebietes beschäftigen sich die Aufsätze Nimr, the Last King of Shendi und The Defeat of Hicks Pasha, während in The White Races of North Africa Probleme der Vorgeschichte der Bevölkerung Nordafrikas zur Sprache kommen. Mehrere eingehende Aufsätze sind der Naturwissenschaft gewidmet: A Note on the Birds of Khartoum Provices, The Game-Birds and Water-Fowl of the Sudan und Notes on Sudan Scorpions. Auch eine Jagdgeschichte: An Incident with Lion, fehlt nicht. Interessante landwirtschaftliche Methoden illustriert der Aufsatz: Methods of Cultivation in Dongola Province. An die Aufsätze schließen sich Notes, die noch manches Wissenswerte bringen, z. B. Bisharin Fables, Archaeological Notes, ferner im Anschluß an das kürzlich erschienene englisch-sudanarabische Wörterbuch von Hillelson den Anfang von Beiträgen zur Aufstellung eines sudanarabisch-englischen Wörterbuchs. Es folgen Bücherbesprechungen, Correspondence und in Vol. VIII ein Nachruf auf Georg Schweinfurth.

Die Sachkenntnis der zum Teil namhaften Mitarbeiter sowie der wissenschaftliche Ernst, der das Ganze durchzieht, werden der Zeitschrift viele Freunde gewinnen.

A. Klingenheben.

Theologie und Glaube 1927:
184—99 F. Stummer, Die lateinische Bibel vor Hieronymus und das Judentum (Besprechung von S. Blondheim, Les parlers judéo-romans et la Vetus Latina 1925, im ganzen anerkennend, wenn auch die Hauptthese von dem bestimmenden Einfluß des Judentums auf die Vetus Latina abgelehnt wird und nur gelegentliche Einflüsse anerkannt werden; christliche Interpolationen der LXX auch in der Vetus Latina; Nachwirkungen der LXX im rabbinischen Judentum).

G. B.

Theologische Literaturzeitung 52 1927:
11 241—243 *Buddhas Reden. Sein Leben und seine Lehre. Eingeleitet und ausgew. von P. Th. Hoffmann (R. O. Francke). — 243—244 *O. G. v. Wesendonk, Urmensch und Seele in der iranischen Überlieferung (M. Dibelius). — 244—245 *H. Loewe, Catalogue of the Manuscripts in the Hebrew Charakter . . . (R. Kittel). — 245—246 *J. E. Mc Fayden, The Approach of the Old Testament (J. Haupt). — 246 *J. M. P. Smith, The Psalms (W. Staerk). — 256—257 *M. Weishaupt, Rebmanns Reisen im Dschaggaland (H. W. Schomerus).
12 265—266 *H. Schmidt, Die Thronfahrt Jahves am Fest der Jahreswende von Alt-Israel (C. Kuhl). — 267 *P. Jensen, Der aramäische Beschwörungstext in spätbabylonischer Keilschrift (B. Meißner). — 267—268 *A. Causse, Les plus vieux chants de la Bible (C. Steuernagel). — 268—269 *A. Mingana, An ancient Syriac Translation of the Kur'ān . . . (W. Heffening). — 270—272 *G. Kittel, Die Probleme des palästinensischen Spätjudentums und das Urchristentum (M. Dibelius). — 273—275 E. Dobschütz, Der Apostel Paulus. I. Seine weltgeschichtliche Bedeutung (H. W. Beyer). — 275—276 *J. Felten. Neutestamentliche Zeitgeschichte (H. Windisch). — 276—277 *G. G. van den Bergh van Eysinga, La littérature chrétienne primitive (G. Krüger).
13 289—290 *F. Nötscher, Altorientalischer und alttestamentlicher Auferstehungsglauben (C. Steuernagel). — 290—292 *J. Begrich, Der Psalm des Hiskia (W. Rudolph).
14 313—314 *J. Meinhold, Einführung in das Alte Testament (O. Eißfeldt). — 314—315 A. Bentzen, Die Josianische Reform und ihre Voraussetzungen (O. Eißfeldt). — 315—316 *M. Lurje, Studien zur Geschichte der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse im israelitisch-jüdischen Reiche (W. Baumgartner). — 317 *H. Schmidt, Die Alkoholfrage im Alten Testament (W. Macholz). — 318 *W. Rudolph, Wörterbuch zu Jeremia (W. Baumgartner). — 318 *E. Stave, Biblisk Ordbok för hemmet och skolan (G. Dalman). — 318—321 O. Holtzmann, Das Neue Testament (M. Dibelius). — 321—322 *J. Sickenberger, Kurzgefaßte Einleitung in das Neue Testament (R. Bultmann). — 327—328 *G. Cuendet, L'impératif dans le text grec et dans les versions gotique, arménienne et vieux-slave des Évangiles (A. Debrunner).
15 337—338 F. Baumgärtel, Ist die Kritik am Alten Testament berechtigt? (J. Hempel). — 338—339 Jahrbuch der Jüdisch-Literarischen Gesellschaft (G. Dalman).
16 361—364 R. Otto, West-östliche Mystik (H. v. Glasenapp). — 363—364 Karman. Ein buddhistischer Legendenkranz. Übersetzt und hrsg. von H. Zimmer (R. O. Franke). — 364 A. Jirku, Der Kampf um Syrien-Palästina im orientalischen Altertum (O. Eißfeldt). — 364—365 R. Reitzenstein, Die hellenistischen Mysterienreligionen nach Grundgedanken und Wirkungen (A. v. Harnack). — 365—367 E. Morbeck, Profeten Jesaja, stil och äkthet (G. Hölscher). — 367—370 S. Linden, Studier till Gamla Testaments företallingar (G. Hölscher). — 381—382 A. Gehring, Das Tamulenland, seine Bewohner und die Mission (H. W. Schomerus).
17 385—391 J. Hertel, Die arische Feuerlehre. — Ders., Die Methode der arischen Forschung (R. O. Franke). — 385—391 O. G. v. Wesendonk, Das Wesen der Lehre Zarathuštrös (C. Clemen). — 392 bis 394 H. Haas, Bilderatlas zur Religionsgeschichte (C. Kuhl).
18 409—412 E. Schmitt, Die Chinesen (H. Haas). — 412 L. L. Honor, Sennacheribs Invasion of Palestine (O. Eißfeldt). — 412—413 R. P. Blake, The Georgian version of Fourth Esdras from the Jerusalem Manuscript (B. Videt). — 413 H. W. Beyer and H. Rückert, Grundriß der evangelischen Religionskunde auf geschichtlicher Grundlage (G. Krüger). E. P. B.

Tijdschrift v. Indische Taal-, Land- en Volkenkunde (Batavia). 66, 1926:
1/2 1—143 E. A. J. Nobele, Memorie van overgave betr. de onder-afd. Makale. (Celebes). — 144—155 E. Gobée, Enkele termen bij de navigatie in gebruik in het dial. van Djeddah (Hidjâz). — 156—204 W. Fruin-Mees, Waarim Batavia en Mataram van 1629 bis 1646 geen vrede hebben gesloten. — 205—239 K. W. Dammerman, Soembaneesche dieren- en plantennamen. — 240—258 P. Wirz, Die Krankenbehandlung bei den Dajak des Siang-Landes (2 Abb.).
3 319—394 H. C. J. Gunning en A. J. van der Heyden, Het petjatoe- en ambtsvelden probleem in Zuid-Bali. — 395—422 W. Fruin-Mees, Pieter Franssen's Journaal van zijn Reis naar Mataram in

1630 (1 Kt.) — 423—434 Tjokorde Gde Rake Soekawati, Legende over den oorsprong van de rijst en Godsdienstige gebruiken bij den rijstbouw onder de Baliërs. — 435—446 †F. van Lith, Raden Larang en Raden Sumana (im Pararaton). — 447—513 Ch. Le Roux, Expeditie naar het Nassau-Gebergte in Centraal Noord Nieuw Guinee (Tfn., Ktnsk.; woordenlijst van het Kauwerawetsch). — 514—541 B. Schrieke, The evolution of culture in the Pacific in relation to the theories of the „Kulturhistorische" and the „Manchester" schools of social anthropology. — 542 bis 548 *W. Kaudern, Migrations of the Toradja in Central-Celebes (G.). — 549—551 R. J. C. Sneeuwjagt, De legende van het ontstaan der Heilige Bronnen te Soeranadi.

4 553—603 J. Mallinckrodt, Het huwelijksrecht bij de Dajaks in der onderafd. Boentok (Borneo). — 604—617 J. C. Overvoorde, Eene niet gepubl. kaart van de belegering van Malakka in 1640—1641 (2 Abb.). — 618—670 Alfred Maass, Sternkunde und Sterndeuterei im mal. Archipel. Nachtrag (vgl. Bd. 64). — 671—674 W. F. Stutterheim, Schaamplaten in de Hindoe-javaansche kunst (1 A.). W. P.

Ungarische Jahrbücher 7 1927 (Szinnyei-Festschrift):

36—45 W. Bang, Turkologische Briefe aus dem Berliner Ungarischen Institut IV: Das privative Suffix *-sïz* (deverbale Nomina auf *-z*, wie *söz* „Wort" von **sö-* „reden", *öz* „Inneres" von *ö-* „sich erinnern" — dazu die „Diminutive" *özän özäk* in verschiedener Bedeutungsentwicklung —, und so auch *-syz* von *sy-* „zerbrechen"; das zweite Privativsuffix *-daq* identisch mit *joq* „nicht vorhanden"). G. B.

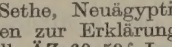
Vor Ungdom 1927:

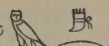
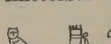
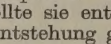
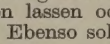
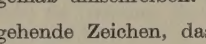
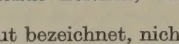
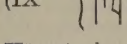
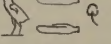
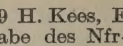
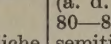
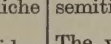
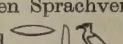
April *Fr. Poulsen, Den kretisk- mykeniske Kunst (O. Lund). O. K. P.

Wiener Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes 34 1927:

1/2 1—5 E. Frauwallner, Zur Elementenlehre des Sāṃkhya (die Lehre von der Entstehung der *mahābhūtas* durch Mischung der *tanmātras* ist jüngere Entwicklung). — 6—29 O. Stein, Über zwei Ausgaben der Saptašatī II (die, sieben Kommentare enthaltende Ausgabe von V. Harikṛṣṇašarman Bombay 1916; — Bemerkungen zum Durgā-Kult). — 30—50 N. Jokl, Albanisch-iranische Berührungen (alb. *šak šakε* „Hündin" = pehl. *sak* „Hund", als Hirtenwort wohl aus einem persischen Dialekt entlehnt; alb. *vatrε vatεr votεr* „Herd" = iran. *ātar-* „Feuer", urverwandt oder entlehnt, aber jedenfalls auch Zeuge einer zeitweiligen engeren Berührung des Albanischen mit dem Iranischen und dem Armenischen [armen. **air* „Feuer"], aus dem Albanischen weiter ins Rumänische und von da in slavische Dialekte übergegangen). — 51—3 U. Melzer, Verstümmelte semitische Wörter im Mittelpersischen. — 54—75 K. Mlaker, Die Inschrift von Ḥuṣn al-Ġurāb (Neuherausgabe der auf die abessinisch-südarabischen Kämpfe bezüglichen, etwa ins Jahr 522 zu datierenden Inschrift nach den Wiener Abklatschen mit eingehendem Kommentar). — 76—86 A. Ungnad, Sumerische und chinesische Schrift. (Nebeneinanderstellung von 8 Zeichen, von denen aber nur zweien auffallende Ähnlichkeit zugesprochen wird. „Wir sind weit entfernt zu glauben, daß diese Übereinstimmungen zwingend einen gemeinsamen Ursprung der chinesischen und sumerischen Schrift beweisen. Aber die Möglichkeit eines solchen ist doch nicht von der Hand zu weisen... Wenn nicht alles täuscht, ist es ein alter Sumerer gewesen, der in seiner Heimat Westturkestan die Tat" — der Erfindung der Bilderschrift — „vollbrachte.") — 87—104 J. Lukas, Genesis der Verbalformen im Kanuri und Teda (die gemeinsame Grundform, im Kanuri noch jetzt die lebendigste der Verbalformen, ist ein Veränderungsmodus ohne Tempusunterscheidung). — 105—23 N. K. Dmitrijev, Beiträge zur osmanischen Mimologie (Mimema nach der Terminologie von N. J. Ašmarin = sprachliche Nachahmung, wovon die Schallnachahmung den wichtigsten Einzelfall darstellt; — Bildungstypen im Osmanischen; das verbbildende Formans *-da-*, das nur in zweisilbigen Mimemas mit sonorem Auslaut auftritt, ist nicht mit Bittner von *demek* „sagen" oder mit Bang von dem Abstraktsuffix *-t* abzuleiten, sondern aus *-la-* dissimiliert, was allerdings auf den Einfluß eines anderen Dialekts hinweist, ebenso wie das Auftreten von Anlautkonsonanten, die im Osmanischen sonst fehlen; die Substantiva auf *-d/ty* gehören nicht, wie Deny meint, zu Verben auf *-damaq*, sondern zu einfachen Verben auf *-maq*) (Schluß folgt). — *A. Haffner, Das Hexaëmeron des Pseudo-Epiphanius, aus OCh N. S. 10 (R. Geyer). *R. Basset, Mille et un contes II III 1926/7 (Ders.). *F. Bajraktarević, La lāmiyya d'Abū Kabīr al-Huḏalī, aus JAs 1923 (Ders.). *W. Caskel, Das Schicksal in der altarabischen Poesie 1926 (H. H. Bräu). *J. Hell, Der Diwan des Abu Ḏu'aib 1926 (Ders.). *J. Horovitz, Koranische Untersuchungen 1926 (O. Rescher). *G. Pfannmüller, Handbuch der Islam-Literatur 1923 (Ders.). *M. Lidzbarski, Ginza, der Schatz oder das große Buch der Mandäer 1925 (U. Melzer). 136—41 *F. Hommel, Ethnologie und Geographie des alten Orients 1926 (V. Christian). *S. A. B. Mercer, The recovery of forgotten empires 1925 (Ders.). *M. Pézard et E. Pottier, Musée Nat. du Louvre, Catalogue des antiquités de la Susiane[2] 1926 (Ders.). *E. Mackay, Report on the excavation of the ‚A'cemetery at Kish I 1925 (Ders.). *A. Ungnad, Babylonisch-assyrisches Keilschrift-Lesebuch 1927 (Ders.). 146—50 *A. Schott, Die Vergleiche in den akkadischen Königsinschriften 1926 (K. Tallqvist). *G. Steindorff, Die Blütezeit des Pharaonenreichs[2] 1926 (W. Czermak). *Won Kenn, Origine et évolution de l'écriture hiéroglyphique et de l'écriture chinoise I 1926 (A. Ungnad). *A. Hackmack, Der chinesische Teppich[2] 1926 (H. Glück). 158—63 *U. Goshal, A history of Hindu political theories 1923 (M. Winternitz). *A. v. Le Coq, Auf Hellas Spuren in Ostturkistan 1926 (M. Stiassny). G. B.

Zeitschrift für Ägyptische Sprache und Altertumskunde 62. 1926:

1—3 K. Sethe, Der Horus- und der nb.tj-Name des Königs Cheops (Widerruf der Ausführungen ÄZ 30, 52f.; der Horusname lautet Ḥr mḏd. w, der nb.tj-Name mḏd r nb-ty). — 3—5 K. Sethe, Die mit den Bezeichnungen der Schiffergeräte und gebildeten Namen der Mentuhotep-Könige (Parallel gebildete Namen, die den Re als Besitzer je eines der beiden alten Schiffergeräte bezeichnen; ob = ḫrw. t? und demnach urspr. Lesung des Namens nb-ḫrw.t-R‘?). — 5—8 K. Sethe, Neuägyptisches m-ḏr für m-dj, mit Beiträgen zur Erklärung des Amenemope-Buches (zu Spiegelb. ÄZ. 60, 59f. Im Pap. Amenemope wird die Negat.  un-

mittelbar vor nichtpron. Objekt  bzw. ). — 8—13 Kurt Sethe, Die angebliche Bezeichnung des Vokals ĕ im Demotischen. (Die beiden Striche am Ende vieler Wörter sind nicht als e ĕ, ë zu transcribieren, sondern erklären sich historisch-palaeographisch und sind bedeutungslos geworden; man sollte sie entweder unumschrieben lassen oder ihrer Entstehung gemäß umschreiben. Ebenso sollte das auf zurückgehende Zeichen, das das gesprochene t im Wortauslaut bezeichnet, nicht te, sondern als auslautendes t, etwa t' bezeichnet werden). — 13—20 B. Ebbell, Die ägyptischen Krankheitsnamen (IX  = Epilepsie, X  = Hämaturie; XI  = Hautblasen (Bullae); XII  = بثر التمر ?). — 20—23 Warren R. Dawson, Three anatomical terms (= cheeks, = gall, gall-bladder,  = pubes, hypogastric region). — 23—27 W. Spiegelberg, Der heilige Widderkopf des Amon (m. 4 Abb. zum Namen P'-ḥr-n-Imn-nḫt, 20. Dyn, womit der häufig auf Denkmälern erscheinende Widderkopf gemeint ist). — 27—34 W. Spiegelberg, Die Falkenbezeichnung des Verstorbenen in der Spätzeit (m. 5 Abb. P'-ʿḥm, entspr. der später vom König auf die Allgemeinheit übergegangenen Vorstellung des Aufstiegs zum Himmel, mit wichtigen Folgerungen. Im Anhang neue demot. Weihinschrift aus Dendera (Berlin 22468) eines Strategen Panas). — 35—37 W. Spiegelberg, Der Gott Nephotes (Nfr-ḥtp) und der κτḥερηίηις des Nils (zu Bell-Crum Aegyptus VI 177 folg. ϧαπεϥωϑ = Seele des Nephotes, des Νεῖλος Ζεύς, in Krokodilsgestalt, sein κτḥερηίτης vielleicht ein Priester seiner hl. Barke). — 37—38 W. Spiegelberg, Der Schlangengott Pe-Neb-onch (u. a. auf dem Schlangensarg Berlin 7232). — 39—42 H. Schäfer, Das Schlangensärgchen Nr. 7232 der Berliner ägypt. Sammlung (m. 1 Taf. u. 4 Abb. persisch. Bemerkenswert die Gebetshaltung des Mannes mit wagerechtem Oberarm, senkrechten Unterarmen, geöffneten Händen). — 42—43 W. Spiegelberg, Die Konjunktion  ḫr rʿ, zu der Zeit wo, wann, wenn, da, weil. — 44—49 W. Spiegelberg, Koptische Miszellen (1. ⲗⲁϩⲙⲉ Backtrog und ⲗⲁⲕⲙⲉ Bissen, Brocken. 2. Das weibliche Qualitativ ⲟⲉⲓⲧ gemacht. 3. Zu der Verschiebung des Worttons vor Suffixen. 4. ⲥⲃⲟⲩⲓ Schüler. 5. Das ägypt. Prototyp von ϩⲱⲗ : ϫⲱⲗ : heiser sein. 6. ϩⲓⲡⲡⲉϥ ἱππεύς 7. Der mutmaßliche, mundartliche Unterschied des kopt. ⲁⲃⲃⲁ und ⲁⲡⲁ. 8. ⲡⲧⲁϥⲥⲉ (A) er ist es. 9. *ϩⲓⲙⲉ : *ϩⲓⲙⲓ bewegen, beugen). — 49—60 H. P. Blok, Die griechischen Lehnwörter im Koptischen. — 60—68 Miszellen von Sethe, Neugebauer, Albright, Dawson, v. Bissing, Struve, Wiesmann. — 69—72 Eingegangene Schriften. — 73—79 H. Kees, Ein Klagelied über das Jenseits (a. d. Grabe des Nfr-śḫr-w in Saujet el Mejtin). — 80—83 Fr. Behnk, Lexikalische Beiträge zur ägyptisch-semitischen Sprachvergleichung. — 83—85 B. Gunn, The word  (Amenemope 19, 16/7. Das Wort lautet im Mittelägypt.  , Spätägypt.  , spät. NR  Demot. w(ʒ)tj, Kopt. ⲟⲩⲉⲧ). — 86—107 A. Scharff, Ein Denkstein der röm. Kaiserzeit aus Achmin (m. 3 Abb. Berlin 22489). — 108—110 H. Schäfer, Das sogenannte „Blut der Isis" und das Zeichen „Leben" (urspr. wohl das gleiche Zeichen). — 110—114 K. Sethe, Die Jahresrechnung unter Ramses II und der Namenwechsel dieses Königs (der Name Wśr-m³ʿ. t-Rʿ ohne Zusatz ist höchstens die ersten vier, derselbe mit wechselnden Zusätzen bis zum 6.—7. Monat seines ersten Jahres gebraucht worden, danach der Name mit dem Zusatz śtp-n-Rʿ. Die Jahre sind von Thronbesteigungstag zu Thronbesteigungstag gezählt). — 115—130 W. Till, Achmimische Berichtigungen und Ergänzungen zu Spiegelbergs koptischem Handwörterbuch. — 130—131 K. Sethe, Aaron Ember †. — 132 Edouard Naville †. — 132 Eingegangene Schriften. Wr.

Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft 80 (N. F. 5) 1926:

1 1—23 S. Krauß, Klassenabzeichen im alten Israel (1. König. 2. Priester. 3. Bürger und bürgerliche Berufe. 4. Frauen. 5. Sklaven und Sklavinnen. 6. Verbrecher. 7. Haustiere.) — 24—54 K. Sethe, Die wissenschaftliche Bedeutung der Petrie'schen Sinaifunde und die angeblichen Moseszeugnisse (Auseinandersetzung mit Bauer, Eisler, Bruston, Grimme; Darstellung des gesamten Fragenkomplexes; „die neue Sinaischrift ist tatsächlich das missing link, das die semitische Buchstabenschrift mit ihrem aus so mannigfachen Gründen zu postulierenden Vorbilde, der ägyptischen Schrift, verbindet"). — 55—67 R. Hallo, Über die griechischen Zahlbuchstaben und ihre Verbreitung. — 68—70 M. Weinreich, Ein jiddisches wissenschaftliches Institut. — 71—74 *L. Dürr, Ursprung und Ausbau der israelitisch-jüdischen Heilandserwartung (J. Hempel). — 75—77 *A. Meillet et M. Cohen, Les Langues du Monde (W. Printz). — 77—79 *A. Forke, The World-Conception of the Chinese (F. Jäger), — 79—80 *C. Ross, Heute in Indien (W. Printz). — 80 *J. Wach, Religionswissenschaft (Leipoldt). — 80—81 *H. de Genouillac, Premières recherches archéologiques à Kich (H. Br.). — 81—88 Weitere Besprechungen von W. Printz. — 88 Totenschau 1925.

2 89—130 O. Eißfeldt, Vom Lebenswerk eines Religionshistorikers. Wolf Wilhelm Graf Baudissin. — 131—136 C. Watzinger, Zur Chronologie der Schichten von Jericho (die blaue Schicht gehört in das 3. Jahrtausend, die rote in die erste Hälfte des 2. Jahrtausends und die grüne im wesentlichen ins 9. Jahrhundert). — 137—150 H. Grimme, Hjatšepšu und die Sinaischriftdenkmäler (Verteidigung der in der Überschrift genannten Lesung gegen Sethes Aufsatz in Heft 1). — 151—153 K. Sethe, Nachwort (Kurze Stellungnahme zu dem vorhergehenden Aufsatz). — 154—160 R. Eisler, Ägyptisch Fnḫ.w, Griechisch Φοίνικες. — 161—171 W. Wüst, Vom Gestaltwandel des rgvedischen Dichtstils. — 172—188 A. Marguliés, Bulgarien und Byzanz in ihren kulturellen Beziehungen. — 189—200 G. Deeters, Gustav Herbig. — 201 A. Ungnad, Zu meinem Aufsatz „Die Paradiesbäume". — 202—209 *F. Edgerton, The Panchatantra Reconstructed (M. Winter-

nitz). — 209—213 *S. K. De, Studies in the History of Sanskrit Poetics (H. Weller). — 213—215 *F. E. A. Krause, Geschichte Ostasiens (H. Haas). — 215—216 *G. Steindorff, Die Blütezeit des Pharaonenreiches (H. Kees). — 216—222 Besprechungen von W. Printz. — 223 Totenschau.

3 225—284 E. Herzfeld, Reisebericht. — 285—313 F. Rosen, Zur Textfrage der Vierzeiler Omar's des Zeltmachers. — 314—318 F. Praetorius, Zur Schallanalyse (hebräische metrische Textkritik). — 319—327 O. Spies, Carl Schoy und seine Schriften. — 328—335 R. Zimmermann, R. G. Bhandarkar. — 336—340 *W. Rüdenberg, Chinesisch-Deutsches Wörterbuch; C. A. Kollecker, Anhang zum Chinesisch-Deutschen Wörterbuch (Fr. Jäger). — 340—342 *A. Brockhaus, Netsuke (H.). — 342—343 *K. Florenz, Wörterbuch zur altjapanischen Liedersammlung Kokinshū (E. Haenisch). — 343—349 *The Cambridge Ancient History (P. Schnabel). — 349—355 Besprechungen von W. Printz.

81 (N. F. 6) 1927:

1 1—45 M. Noth, Gemeinsemitische Erscheinungen in der israelitischen Namengebung. — 46—77 A. Hillebrandt, Die Anschauungen über das Alter des Ṛgveda (vor etwa 1200 v. Chr. anzusetzen, nähere Bestimmung noch unmöglich). — 78—81 F. Heichelheim, Zum Weiterleben der griechischen Zahlenbuchstaben. — 82—87 *C. Bezold, Babylonisch-assyrisches Glossar (A. Ungnad). — 87—89 *E. F. Bruck, Totenteil und Seelgerät im griechischen Recht (A. Ungnad). — 89—97 Kleine Anzeigen von R. F. G. Müller und W. Printz. — 98 Totenschau 1926.

2 99—151 O. Strauß, Altindische Spekulationen über die Sprache und ihre Probleme. — 152—158 K. Budde, Verfasser und Stelle von Mi. 4,1—4 (Jes. 2,2—4). — 159—167 E. Littmann, Franz Praetorius †. — 168—170 *G. B. Gray, Sacrifice in the Old Testament (M. Noth). — 170—174 *I. J. Korostovetz, Von Cinggis Khan zur Sowjetrepublik (E. Haenisch). —174—175 *E. V. Zenker, Geschichte der chinesischen Philosophie (H. Haas). — 175—177 *H. W. Obbink, De magische Beteekenis van den Naam (H. Bonnet). — 177—178 *F. Lexa, La Magie dans l'Égypte antique (H. Bonnet). — 179—189 *H. Kees, Totenglauben und Jenseitsvorstellungen der alten Ägypter (H. Bonnet). — 189—192 Kleine Anzeigen von R. F. G. Müller und W. Printz. — 193 Totenschau.

3/4 195—231 K. Florenz, Die japanische Komödie und ihre Charaktertypen. — 232—258 V. Christian, Das Wesen der semitischen Tempora. — 259—277 W. Wüst, Über die neuesten Ausgrabungen im nordwestlichen Indien. — 278—283 H. H. Schaeder, Vilhelm Thomsen. — 284—287 *E. G. Klauber † und C. F. Lehmann-Haupt, Geschichte des alten Orients. — 287—290 *H. Bonnet, Die Waffen der Völker des Alten Orients (H. Kees). — 290—293 *A. Bentzen, Die Josianische Reform und ihre Voraussetzungen (J. Begrich). — 294—298 *F. Cumont, Fouilles de Doura-Europos (E. Honigmann). — 298—301 *S. A. Pallis, Mandaean Studies (M. Lidzbarski). — 301—303 *M. Abdou, Rissalat al Tawhid (R. Hartmann). — 303—305 *An Encyklopaedic History of Indian Philosophy Vol. 2 (O. Strauss). — 305—306 *C. Meinhof, Die Religionen der Afrikaner in ihrem Zusammenhang mit dem Wirtschaftsleben (O. Dempwolff). — 306—311 *D. Westermann, Die westlichen Sudansprachen und ihre Beziehungen zum Bantu (M. v. Tiling). — 311—318 Bücheranzeigen von W. Printz. — 319 Totenschau. (J. Schacht).

Zeitschrift für Semitistik 5 1927:

1 1—5 K. Sethe, Die ägyptischen Ausdrücke für „jeder" und ihre semitischen Entsprechungen (äg. *ṯnw* [*ṯ* = *č*] „Zahl", das auch zum Ausdruck von „jeder, all" dient, = sem. *kull*, das ursprünglich dieselbe Bedeutung „volle Zahl" hatte, woraus sich erklärt, daß es wie die großen Zahlen mit Gen. Sing. verbunden werden kann). — 6—38 C. Brockelmann, Semitische Reimwortbildungen (Reimwortpaare, Echolalie, mit an sich sinnlosem meist mit Labial anlautendem Reimwort, wozu vielleicht *mšš* „betasten" neben *gšš* und arab. *binṣar* „vierter Finger" neben *ḫinṣar* „kleiner Finger" gehört; gelegentliche und stehende Umbildungen der Wortform zum Reim auf ein Wort verwandter Bedeutung, bei entlehnten Eigennamen und Fremdworten, aber auch sonst, sogar eine der Entstehungsursachen 3- und 4-radikaliger Wurzeln; viel seltener umgekehrt Angleichung der Bedeutung an ein Wort gleichen Reims; — zahlreiche Belege aus alt- und neusemitischen Sprachen, z. B. voreinzelsprachlich: akk. arab. *girān* hebr. *gārōn* „Gurgel, Schlund" zu Wurzel *gar* nach *lisān lāšōn* „Zunge"; einzelsprachlich: akk. *mgr* „Gunst erweisen" zu hebr. *mgn* „beschenken" nach *mḫr* „gnädig empfangen", *qabū* „sprechen" zu *qwl* nach *nabū*, *lānu* „Gestalt" < sum. *alam* nach *pānu* „Antlitz"; hebr. *bqš* „suchen" zu *bqr* nach *drš*, *baḫūrīm* „junge Mannschaft" zu akk. *baḫulāti* nach *gibbōrīm* „Kerntruppe"; aram. *eštjāmā* „Aufseher" u. ä. < akk. *šatammu* nach **qajjāmā*, *estukṣā* < στοιχεῖον nach *ṭupsā* = τύπος, *bṣr* „abnehmen" zu *bṣṣ* „austrocknen" nach *ḥsr* „mangeln", *lbṭ* „antreiben" < *lbb* nach *ḥpṭ*, *štq* „schweigen" < **šqt* nach *prq* „aufhören", *šendē* „Qualen" zu *šnq* nach *neḡdē* „Schläge"; äth. *zgḥ* „schließen" zu *skr* nach *fth* „öffnen", *kšt* „enthüllen" von **kš* zu *kbt* „verbergen", *wds* „preisen" zu *wdj* „bekennen" nach *qds* „heiligen"; arab. *zakāt* „Almosen" < aram. *zāḳūṭā* nach *ṣalāt* „Gebet", *ǧamāma* „Taube" zu hebr. *jônā* nach *ḥamāma*, *ḍiḥ* „Sonne" < *ḍuḥā* nach *rīḥ* „Wind", *ḳiṭmīr* „Häutchen der Dattel" zu *qṭm* „abbeißen" nach *naqīr*, *bṣr* „blicken" zu syr. *bṣā* „prüfen" nach *nẓr*, *gnf* „vom rechten Weg abweichen" zu *ganb* „Seite" nach *ḥrf* „abweichen", *ḍḥr* „stoßen" < *ḍḥj* nach *zgr*, *gurm* „Sünde" zu *garīra* usw. nach *iṯm*). — 39—42 F. Praetorius, Zur Kausativbildung im Semitischen („die Verbalform *yaqṭil* besteht . . . aus den Resten eines vorgesetzten Hilfsverbs mit einem entschiedenen *ā* . . ., sodann aus dem Hauptverbum in der *i*-Form, der passivisch-intransitive Bedeutung eigen ist; in dem vorgesetzten Hilfsverb . . . vermute ich stark aktiven Sinn . . .: *yaqṭil* . . . *er macht getötet*"). — 43—68 J. Obermann, Ein Werk agadisch-islamischen Synkretismus (die wohl mit Recht dem Nissim b. Jakob b. Nissim ibn Schahin aus Qairawān, 11. Jahrh., zugeschriebene, in 2 Rezensionen חבור יפה מהישועה und מעשיות שבתלמוד vorliegende Sammlung haggadischen Materials, die sich nach dem von Harkavy aufgefundenen arabischen Original als eine Bearbeitung dieses Materials in mu'tazilitischem und ṣūfischem Sinn für islamisch-arabische Leser darstellt, deren Titel wohl dem der ersten hebräischen Rezension entsprechend *Ta'līf ḥasan min al-farag* „ein frommes Buch des Trostes" lautete). — 69—94 Die Gedichte des Huḏailiten Mulaiḥ b. al-Ḥakam (Huḏ.-Diwan Nr. 270 ff.) übs. von H. H. Bräu (Nr. 270—3; Schluß f.). — 95—134 H. H. Spoer und E. N. Haddad, Volkskundliches aus el-Qubēbe bei Jerusalem (Schluß) (Übersetzung der ZS 4, 199 ff. veröffentlichten Texte, mit Anmerkungen). — 135—69 F. H. Weißbach, Beiträge zur Kunde des Irak-Arabischen (Schluß) (Lexikalisches: 193 Pflanzennamen, 70 vierfüßige Tiere, 98 Vögel, 35 Insekten usw., 17 Fische usw., 19 Lurche usw., 11 Metalle, 19 Mineralien usw., 21 Edelsteine usw., 44 Krankheiten, 505 Männernamen, 232 Frauennamen). —

170—9 S. Euringer, Biblische Rätsel (äthiopisch, aus der Berliner Hs. Dillmann 45; zunächst der Text, Übersetzung mit Noten soll folgen). — *Th. Bauer, Die Ostkanaanäer 1926 (H. Bauer). *H. A. R. Gibb, Arabic Literature 1926 (E. Littmann). G. B.

Zeitschrift für Vergleichende Sprachforschung 54 1927:

3/4 191—212 H. Jacobsohn, Religiöse Termini des Arischen in den ostfinnischen Sprachen. — 254—286 H. Jacobsohn, Σκυθικά. — 300 E. Fraenkel, Miszellen, 4. Zu prakr. pāli *dhīṭā*, **dhūṭā*. E. P. B.

Zur Besprechung eingelaufen.

(* schon zur Besprechung vergeben.)

Bei Einforderung von Rezensionsexemplaren genügt Angabe der Nummer mit Autornamen. Erfolgt auf die Einforderung innerhalb 14 Tagen keine Antwort an den einfordernden Herrn Mitarbeiter, so gilt das als Absage.

*183 Abegg, E.: Der Messiasglaube in Indien und Iran auf Grund der Quellen dargestellt.
184 Acharya, P. K.: A Dictionary of Hindu Architecture. Treating of Sanskrit Architectural Terms, with illustrative Quotations from Śilpaśāstras, general Literature and archaeological Records.
185 — Indian Architecture according to Mānasāra-Śilpaśāstra.
186 Akhond Molla Fathali Ispahani: Khâbe Shegeft (the strange dream). [Persisch.]
187 Ayad, K.: Die Anfänge der islamischen Geschichtsforschung.
188 Barrucand, V.: Le Chariot de terre cuite. Cinq actes d'après la pièce du théâtre indien attribuée au roi Soûdraka.
189 Beckh, H.: Buddhismus (Buddha und seine Lehre). II. Die Lehre. 3. Aufl.
190 Boström, G.: Paranomasi i den äldre hebreiska Maschallitteraturen med särskild hänsyn till Proverbia.
191 Bowen, H.: The life and times of ʿAlí Ibn ʿÍsà „the Good Vizier".
192 Browne, E. G.: A Persian Anthology, being Translations from the Persian.
193 Das Buch in China und das Buch über China. (Buchausstellung in Frankfurt a. M., veranstaltet von der Preuß. Staatsbibliothek, Berlin.)
194 Burski, H.-A. von: Kemāl Re'īs. Ein Beitrag zur Geschichte der türkischen Flotte.
*195 Delius, S.: Grammatik der Suaheli-Sprache. Mit einem Anhang: Kurzer Sprachführer für den ersten Anfang. 2. Aufl.
*196 Dirr, A.: Einführung in das Studium der kaukasischen Sprachen. Mit einer Sprachenkarte.
197 Duff, A.: A History of the Religion of Judaism. 500 to 200 B.C.
198 Evans, I.: Papers on the Ethnology and Archaeology of the Malay Peninsula.
199 Gawad, M. A.: L'Exécution testamentaire en Droit Musulman, Rite Hanafite.
200 Jewish Studies in Memory of Israel Abrahams by the Faculty and visiting Teachers of the Jewish Institute of Religion.
201 Junker, H.: Prophet und Seher in Israel. Eine Untersuchung über die ältesten Erscheinungen des israelitischen Prophetentums, insbesondere der Prophetenvereine.
202 [Khiabani:] Cheikh Mohammad Khiabani. Sa biographie et son activité politique et sociale pa ses amis et ses admirateurs. [Arabisch.]
203 Krohn, W.: In Borneo Jungles. Among the Dyak Headhunters.
204 O'Leary, de Lacy: Arabia before Muhammad.
205 Lele, B. C.: Some Atharvanic Portions in the Gṛhya-Sūtras.
206 Mall, T.: Mahāvīra-Caritam. A Drama by the Indian Poet Bhavabhūti ed. with critical Apparatus, Introduction and Notes, revised and prepared for the Press by A. A. Macdonell.
207 Maynard, J. A.: Seven Years of Old Testament Study. A critical Bibliography of Old Testament Research from 1917 to 1924.
208 Murdoch, J.: A History of Japan. Vol. III: The Tokugawa Epoch 1652—1868, revised and edited by J. H. Longford.
209 Phillott, D. C., and A. Powell: Manual of Egyptian Arabic.
210 Pieris, P. E.: The Prince Vijaya Pala of Ceylon 1634—1654 from the original Documents at Lisbon.
211 Ransome, A.: The Chinese Puzzle.
212 Reichelt, H.: Die soghdischen Handschriftenreste des Britischen Museums in Umschrift und mit Übers. hrsg. I. Teil: Die buddhistischen Texte.
*213 Rießler, P.: Altjüdisches Schrifttum außerhalb der Bibel, übersetzt und erläutert.
214 Ross, E. D.: Ta'ríkh-i Fakhru'd-dín Mubárakshâh, being the historical Introduction to the Book of Genealogies of Fakhru'd-Dín Mubárakshâh Marvar-rúdí completed in A. D. 1206, ed. from a unique Manuscript.
215 Rothmüller, C.: Masoretische Eigentümlichkeiten der Schrift, ihre Bedeutung und Behandlung im talmudischen Schrifttum mit einem Abriß der masoretischen Tätigkeit als Einleitung.
216 Roz, P. F.: De erroribus Nestorianorum qui in hac India orientali versantur. Inédit latin-syriaque de la fin de 1586 ou du début de 1587.
217 Schäfer, H.: Ägyptische und heutige Kunst und Weltgebäude der alten Ägypter. Zwei Aufsätze.
218 Schurhammer, G., u. E. A. Voretzsch: Ceylon zur Zeit des Königs Bhuvaneka Bāhu und Franz Xavers 1539—1552. 2 Bde.
219 Simon, W.: Zur Rekonstruktion der altchinesischen Endkonsonanten.
*220 Solero, S.: L'Islamismo. (Sintesi Storico-Critica).
221 [Taghi Khan:] Biography of Colonel Mohamad Taghi Khan by some of his Friends and Admirers. [Arabisch.]
*222 Till, W.: Achmîmisch-Koptische Grammatik mit Chrestomathie und Wörterbuch.
223 Viereck, P.: Philadelpheia. Die Gründung einer hellenistischen Militärkolonie in Ägypten.
224 Vonderheyden, M.: La Berbérie Orientale sous la Dynastie des Benoû l'-Aṛlab 800—909.
225 Vosen, Chr. H., et Fr. Kaulen: Rudimenta Linguae Hebraicae scholis publicis et domesticae disciplinae brevissime accomodata. Editio decima.
226 Wüst, W.: Stilgeschichte und Chronologie des Ṛgveda.

Verlag und Expedition: J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, Leipzig C 1, Blumengasse 2. — Druck von August Pries in Leipzig.
Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Walter Wreszinski, Königsberg i. Pr.